

Esther Mujawayo | Souâd Belhaddad  
Auf der Suche nach Stéphanie



Esther Mujawayo | Souâd Belhaddad

# Auf der Suche nach Stéphanie

Ruanda zwischen Versöhnung und Verweigerung

Aus dem Französischen von  
Jutta Himmelreich

Peter Hammer Verlag

€ 14 gh 272

Titel der Originalausgabe:  
*La fleur de Stéphanie.*  
Rwanda entre réconciliation et déni  
Éditions Flammarion, 2006



Die Übersetzung aus dem Französischen wurde mit Mitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt durch die Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika e. V.

© Esther Mujawajo/Souâd Belhaddad  
© Éditions Flammarion, Paris  
© Peter Hammer Verlag GmbH, Wuppertal 2007  
Alle deutschsprachigen Rechte ausdrücklich vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Magdalene Krumbeck  
Lektorat: Gudrun Honke  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck: Clausen & Bosse, Leck  
ISBN 978-3-7795-0082-7  
[www.peter-hammer-verlag.de](http://www.peter-hammer-verlag.de)

Zur Erinnerung an Stéphanie und ihre Kinder,  
an Antoinette und ihre Kinder,  
an Immaculée und alle, die in die Massengräber  
geworfen wurden.

Zur Erinnerung an Madalina, Vanessa, Rwangaboba,  
Buhinjori und Tausende andere,  
die der Nyabarongofluss fortgespült hat.

Zur Erinnerung an die Familie von Hedi  
und an all die Millionen, die in den Konzentrationslagern  
in Rauch aufgegangen sind.

Für Marc,  
Für Madyl,  
Für Nadia, immer schon.

Für drei fröhliche, geliebte Töchter und zum Gedenken  
an ihren Vater.

Für Joséphine, die Mwirute mit grenzenlosem Mut und Güte  
zu neuem Leben erweckt hat.

Für Helmut.

## Vorwort

Was Ruanda zurzeit erlebt, ist einmalig: Die Völkermörder, von der Justiz durch die Aussicht auf erhebliche Strafmin- derung dazu animiert, reden. Vor Überlebenden oder deren Angehörigen gestehen sie ihre Verbrechen und offenbaren, wo sie ihre ermordeten Opfer gelassen haben. Heute kön- nen, »dank« dieser Geständnisse, viele Überlebende die sterblichen Überreste ihrer Angehörigen finden und sie endlich in Würde bestatten. Ein sehr großer Teil dieser Gefangenen ist inzwischen auf freiem Fuß. Opfer und Täter müssen sich wieder miteinander arrangieren. Und aber- mals werden die Opfer auf eine harte Probe gestellt: Sie müssen wieder mit ihren Mördern leben, wieder wohnen mit denen, die einst ihre nächsten Nachbarn waren oder Freunde aus Kindheitstagen.

Im November 2005 sind Esther und ich in der Hoffnung nach Ruanda gereist, die sterblichen Überreste von Stépha- nie zu finden, Esthers Schwester, die zusammen mit ihren drei Kindern 1994 ermordet worden war. Ein Mörder hat- te die Tat endlich gestanden und dabei auch zwei Mittäter benannt. Esther sollte mit ihnen sprechen. Mit Ausnahme

eines der Täter aber weigerten sich Stéphanies Mörder beharrlich, ihre Mittäterschaft zuzugeben. Stéphanie findet noch immer keinen Frieden – Esther auch nicht.

Sie lebt, wie Tausende andere Überlebende auch, in unmöglicher Trauer. Im ersten Teil unseres Buches schildern wir diese vergebliche Suche.

Die Konfrontation zwischen Esther und denen, die für den Tod von Stéphanie und ihren drei Kindern verantwortlich sind, war grausam. Diese Grausamkeit widerfährt zurzeit den meisten Menschen, die den Völkermord in Ruanda überlebt haben. Dennoch haben sich manche von ihnen dazu entschlossen, an der so genannten nationalen Versöhnungspolitik mitzuwirken, sei es als Richter an einem Gacaca (wörtlich »Graswurzel«-Gericht, das über die Verbrechen des Völkermords befindet) oder indem sie die Häftlinge für den Frieden sensibilisieren. Auge in Auge ... Wir haben mit Überlebenden gesprochen, die den Völkermördern gegenüber treten und versuchen, sie von der Notwendigkeit eines erneuten Zusammenlebens zu überzeugen. »Weil wir keine andere Wahl haben«, sagen sie einhellig. Manche treten sogar »in Dialog« mit den Mördern ihrer eigenen Angehörigen.

Diese Überlebenden sind Heldinnen oder Helden und zugleich unheimlich in ihrem Heldenmut. Im zweiten Teil dieses Buchs geben wir ihnen das Wort, damit sie das Unerhörte, das sie durchleben, selbst schildern. Ihre Berichte zeigen, dass sie fortwährend hin und her gerissen sind zwischen rationaler Überzeugung und tiefem Zweifel – und diese Ambivalenz ist eine Qual. Wer einen Völkermord

überlebt hat, spricht eine besondere Sprache. Teilt sie sich mit, beginnt sie im Imperfekt und geht, unmerklich fast, ins Präsens über, als hielte die in der Erinnerung erstarrte Zeit des Unerhörten zugleich die Zeit an, in der das unerhört Schreckliche geschildert wird. Die Leser werden also verstehen, warum sich in Esthers Schilderungen, aber auch in die von Théophila, Joséphine, Odette, Stéphanie, Mathilda, beständig das Pendeln zwischen Vergangenheit und Gegenwart einschleibt, das jede syntaktische Logik außer Acht lässt. Ich wollte hier nicht korrigieren – ebenso gut hätte ich die Besonderheit dieser Sprache überhören können, die ja ausdrückt, wie traumatisiert die Überlebenden sind.

Der letzte Teil des Buches schließlich spinnst Esthers Gedankenfaden zur übermenschlichen Leistung der Überlebenden und zu ihrer eigenen unmöglichen Trauer um Stéphanie weiter. Auch zwölf Jahre danach ist für Esther noch immer keine Wahrheit.

Knapp zwei Wochen vor unserer Abreise nach Ruanda hatte ich das Buch *Algérie, le prix de l'oublié* (Algerien, der Preis des Vergessens) fertiggeschrieben: Hier bezeugen Menschen, wie grauenvoll es nach der Abstimmung über die Charta für Frieden und nationale Versöhnung für sie war, Seite an Seite mit den Mördern ihrer Angehörigen leben zu müssen. Auch wenn sie nicht unbedingt miteinander vergleichbar sind, konnte ich durch die Beobachtung dieser zwei Gesellschaften, die sich beide der Frage nach der Aussöhnung von Opfern und Tätern und der Vergebung stellen müssen, die entsetzliche Wirklichkeit nur bestätigen: Be-

mühen soll sich immer das Opfer, obwohl es ja bereits das Schlimmste durchgemacht hat.

Mit unserer Arbeit wollen Esther und ich die Erinnerung an den Genozid an den Tutsi wachhalten. Beide sind wir der Meinung, dass über ihn, wie auch über die Shoah, nie genug gesagt sein wird und dass die Erinnerung an beide Völkermorde von Generation zu Generation, von Jahrhundert zu Jahrhundert, weitergegeben werden muss. Weil diese Vergangenheit zu unserer Gegenwart gehört.

Gedacht als Huldigung an Esthers Schwester und an die, die dem Genozid in Ruanda zum Opfer gefallen sind, ist *Auf der Suche nach Stéphanie* auch denen gewidmet, die ihn überlebt haben.

Souâd Belhaddad



## Wenige Tage vor meiner Abreise nach Ruanda

(September/Oktober 2005)

Dieses Gefühl habe ich selten. Oder, nein, gar nicht wahr, ich habe es oft, aber ich gestatte mir nur selten, mich ihm zu überlassen. Und erst recht nicht, es in Worte zu fassen. Also: Ich wünschte, das wäre nicht passiert, ich wünschte, sie wären alle noch da. Oder ich wäre mit ihnen gegangen. Gestern Abend ging ich schlafen und dachte an nichts anderes. Ich würde am liebsten alles, alles vergessen, ich wünschte, sie wären alle hier oder ich wäre mit ihnen gegangen. Ich kann nicht mehr. Selbst für das Buch, das hier entstehen soll, das deinen Namen tragen wird, meine Schwester, liebe Schwester, ach Stéphanie, selbst für dieses Buch, das in Erinnerung an dich entsteht, fehlt mir die Kraft. Wo schaltet man die Maschine ab?

Die Nachwirkungen eines Genozids nehmen kein Ende, weil ein Genozid an sich schon kein Ende nimmt. Er ist ja bereits so konzipiert: Er soll vor allem ausrotten, doch er soll auch verhindern, dass die, die ihn überleben, je wieder auf die Beine kommen. Ich habe das Gefühl, in einem wahnwitzigen Wirbelsturm zu stecken, seit fast alle meine

Verwandten im Völkermord von 1994 vernichtet wurden. Um die Erinnerung an sie und an eine Million ermordeter Tutsi wachzuhalten, verbringe ich meine Zeit seit mehr als zehn Jahren mit einer Wahnsinnsrennerei, die nie aufhören wird. Bezeugen, bezeugen, immerfort bezeugen. Für sie, Innocent, meine Mutter, meine Schwester Stéphanie, meine Schwester Rachel, meine Neffen, alle meine Verwandten, alle, die nicht mehr da sind und deren Namen ich aufgelistet habe, du erinnerst dich. Je mehr ich Zeugnis ablege, desto stärker prägt sich die Erinnerung an sie ein. Doch je mehr ich Zeugnis ablege, desto stärker prägt auch mich die Erinnerung an die Toten. Ich kann mich, eines Tages vielleicht, mit dem Tod der Meinen abfinden, aber mit dem, was sie durchgemacht haben, werde ich mich nie abfinden. Gestern Abend hatte ich ganz plötzlich Lust, mich geschlagen zu geben. Mein Vater war mir im Traum erschienen, mitten in der Nacht. Was hat er mir gesagt? Was wollte er? Ich bin aufgewacht und hatte grausame Schmerzen. Keinesfalls sollen mir die Kinder am nächsten Morgen solche qualvollen Nächte anmerken. Aber verheimlichen will ich ihnen auch nichts – was könnte man von einem Genozid schon vor Kindern verbergen, die ihn selbst durchgemacht und überlebt haben ... Unter keinen Umständen aber darf ich ihnen sagen, wie müde ich bin, wie hoffnungslos auch, manchmal.

Dieses Buch wird die Erinnerung an Stéphanie wachhalten. Vielleicht wird es mir auch helfen, sie zu begraben, Stéphanie, meine Schwester, meine Hälfte, mit der man so gut lachen konnte. Umgebracht, zusammen mit ihren drei Kin-

dern und zwei Nachbarinnen. Stéphanie ist nicht so gestorben, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte dir ja schon gesagt, wie ungemein wichtig es ist, dass wir uns die letzten Minuten der Menschen vor Augen führen können, die uns lieb sind. Wichtig und unerträglich zugleich. Du willst es wissen und willst es auch nicht wissen. Ich kenne inzwischen mehrere Versionen und weiß nicht, welche Stéphanies Tod wirklich wiedergibt. Von einem Nachbarn hatte ich eine Variante gehört, kurz nach dem Völkermord, in der er beteuert hat, Stéphanie läge unter den Trümmern eines Hauses verschüttet, dann, ein paar Jahre später, hat er das abgestritten. Später hat einer der drei Mörder meiner Schwester vor einem Gacaca ausgesagt, einem der traditionellen Strafgerichte, die Strafminderung anbieten, um den Angeklagten dazu zu bewegen, die Wahrheit über das zu sagen, was während des Genozids passiert ist. Der hat schließlich gesagt, wo die Grube ist, in die sie Stéphanie vor fast zwölf Jahren geworfen haben. Er hat gesagt, Stéphanie liegt nicht unter dem Haus, wie man uns hatte glauben machen wollen. Sie ist, sie liegt ... in einem Abwasserrohr. Also, nicht in einem richtigen Abwasserrohr, sondern in einer Sickergrube. In den Städten graben die Leute Löcher, in denen sich alle Haushaltsabwässer sammeln, also ist es keine Abwasserleitung. (Schweigen.) Das heißt, wenn sich da die Abwässer des ganzen Stadtviertels sammeln, dann ist das zwangsläufig, dann ... (Erneutes Schweigen.) Da haben sie sie reingeworfen, sie und ihre Kinder, und dort liegen sie seit fast zwölf Jahren. Seitdem geht mir diese Scheißgeschichte nicht mehr aus dem Kopf. Die

ganze Scheiße in uns, wie lange wird es dauern, bis sie weggewaschen ist?

Solange du Stéphanie da nicht rausgeholt hast, hast du dieses Bild von ihr im Kopf. Nicht nur das Bild deiner in Fäkalien schwimmenden Schwester, auch das Bild unseres Niedergangs: Wie tief sind wir gefallen, wohin wollten sie uns stürzen, was wollten sie aus uns machen? Allein darüber hab ich in jener Nacht nachgedacht, und ich hatte das Gefühl, ich ertrinke. Aber ich kann nicht ertrinken, ich darf nicht.

(Langes Schweigen. Dann, ein wenig verstört, fast entschuldigend, weil sie ihre Gefühle nicht im Zaum hält.) Weißt du, Stéphanie zählt wirklich zu den Menschen auf der Welt, die ich am meisten geliebt habe. Ich bin nicht erpicht darauf, meinen toten Verwandten Glanz und Tapferkeit anzudichten und sie zu Helden zu machen, weil sie gestorben sind, aber es gab wirklich viele, viele schöne Dinge, viele schöne Momente zu ihren Lebzeiten. Mit Stéphanie hab ich so viele Dummheiten gemacht, als wir klein waren, ich hatte so viel Spaß mit ihr. Dann, als wir größer wurden und unsere eigenen Familien gründeten, hatten wir beide drei Kinder, fast gleichaltrig. Stéphanies Älteste hieß Tika, sie kam ein paar Monate vor meiner Tochter Anna zur Welt. Sie hatte sehr helle Haut, war sehr liebevoll. Sie wäre heute siebzehn und wird nie das junge Mädchen sein, das ich mir vorstelle, dabei sehe ich sie noch vor mir, wie sie mit meinen Töchtern lacht und tanzt. Ihr Leben war zu Ende, als sie fünf Jahre alt war, so auch das ihrer Schwester Kinini und das ihres klei-

nen Bruders Babou; wir nannten sie immer bei ihren Spitznamen. Als die Interahamwe\* kamen, um sie abzuholen, war es Juni, schon gegen Ende des Genozids. Ihren Vater Ildefonse hatten sie schon in den ersten Tagen umgebracht, seinen Neffen Karangwa auch, der mit ihm unter einem Dach wohnte. Meine Schwestern und ich hofften, dass zumindest die Kinder gerettet wären, weil sie es geschafft hatten, bis Anfang Juni zu überleben, aber nein. Und heute nennen sie uns sogar die Stelle, an der sie liegen.

Vor kurzem erst hat eine Frau, die im selben Viertel wohnte wie Stéphanie, mir erzählt, dass sie die Lebensmittel mit allen geteilt hat, die ich ihr während des Genozids geschickt habe und die ein Koch, Hutu, bereit war, ihr zu bringen, weil er die Straßensperren problemlos passieren konnte. Und so dachte ich mir: Da ist noch ein anderes Bild von ihr. Wenn du so besudelt stirbst wie sie und man aber so gut von dir spricht, dann hast du dir trotzdem deinen Wert bewahrt, oder? ... Der Scheißkerl lebt, aber er ist und bleibt ein Scheißkerl. Nicht wahr?

Ah, diese Scheißkerle hatten nicht das Recht, sie mir zu ermorden! Das ja, das bleibt meine Wut, mein Bedürfnis, mich zu rächen. Aber ich tu es nicht. Im Gegenteil, ich will unbedingt vorankommen. Und ich rede mir ein, die Kraft, das zu schaffen, die ist das Vermächtnis, das mir meine Schwester hinterlassen hat, wenn auch unfreiwillig. Dass

\* Interahamwe: extremistische Hutumilizen, noch vor dem Genozid von Präsident Habyarimana gegründet und sowohl von der ruandischen als auch von der französischen Armee ausgebildet wurden; sie waren die Hauptakteure des Völkermords 1994.

ich diese Kraft aus ihr schöpfen soll. Das bewahrt mich vor der Verbitterung. Es ist schon paradox: Ihretwegen hege ich Rachegelüste, und ihretwegen räche ich mich nicht. Weil es weder für Stéphanie noch für meine anderen Verwandten Verbitterung gab oder Rachsucht. Ich sage mir, ich muss auf ihre Art weiterleben. Wenn man bedenkt ...

Oh, oh, oh! Nicht dass ich aus Ruanda wiederkomme und ihnen auf einmal vergeben will oder ihnen die Hand schütteln! Ich hoffe wirklich, ich falle nicht unter die Verfechter der nationalen Versöhnung! Warum ich das einkalkuliere? Dieses Risiko? Ach, liebe Freundin, man weiß ja nie! Auf jemanden wütend sein ist ein großer geistiger Kraftakt: Dieses Gefühl beschäftigt dich ununterbrochen, es höhlt dich völlig aus, und du, nur um es ein wenig zu besänftigen, ertappst dich hin und wieder dabei, dass du versucht bist zu vergeben. Und wenn dann noch die nationale Politik die Versöhnung zur allgemeinen Priorität erhebt ... Wie mühelos ein solches Projekt klingt, das macht mir Angst: Wir werden alle wieder zivilisiert, sind zu guter Letzt alle wieder nett zueinander, alles ist wieder schön sauber, und hopp, fangen wir wieder von vorn an! Aber was genau fangen wir wieder von vorn an?

Ich fahre nach Ruanda, weil ich auf ein paar Brocken Wahrheit hoffe, weil ich hoffe, endlich die sterblichen Überreste meiner Schwester und ihrer Kinder zu finden. Zugleich frage ich mich aber, ob es nicht besser wäre, sich nicht mehr allzu lange damit aufzuhalten, nicht allzu sehr nachzubohren ... Ich zweifle. Weil ich natürlich alles daransetzen werde, sie da rauszuholen ... Und dann? Ich ziehe

einen Schlusstrich, kehre zu meiner Familie zurück, arbeite weiter, betreue meine Patienten weiter und setze mich weiter für die Überlebenden ein? ... Ich mache so weiter wie bisher? Als ich das dachte, während es Nacht wurde, war ich mit einem Mal unsicher: Schaff ich das überhaupt? Könnte ich tatsächlich »so weitermachen wie bisher«? Ich stelle mir all diese Fragen, weil meine Beziehung zu Stéphanie so stark war, stark ist, so besonders, und weil ich schon jetzt weiß, dass ich nicht heil bleiben werde dabei. Dass ich mich nicht werde schützen können. Am Abend vor meiner Abreise schickte mir meine schwedische Freundin, sie ist Jüdin, eine Nachricht, um mir Mut zu machen. Sie hat mir mitgeteilt, dass sie ihre Angehörigen auch gern beerdigt hätte, selbst Jahre später noch, doch die hatten sich in Rauch aufgelöst, in Wolken. Diese Zeilen zu lesen war schrecklich, aber es war auch beruhigend, zu wissen, dass die Freundin mir nahe war.

## TEIL 1

Zwölf Jahre danach,  
die Suche nach der Wahrheit



## Woher mein Vorname kommt

Den Blumen, den Tausenden Hügeln, dem Licht und sogar meinem Vornamen, nach dem Genozid war ich vielen Dingen böse.

Den Blumen, die in unerbittlicher Gleichmut weitergeblüht haben, entzückt, als sei gar nichts geschehen, schon während der ersten Tage des Mordens.

Den Hügeln, deren leuchtend grüne, zarte Schönheit durch die Leichengruben, die sie in ihren Bäuchen trugen, kein bisschen gelitten hatte – auch nicht bei einem von tausend! Wo doch jeder Quadratmeter Boden karminrot durchtränkt war, damals, im Frühling 1994.

Dem Licht, weil die Mörder, kaum dass es hell wurde, ihre Arbeit wieder aufnahmen, unterbrochen von der Dunkelheit und von ihren Besäufnissen, solange die Nacht ihre rettende Tinte für uns ausspuckte. Arbeit war genau das Wort, mit dem die Mörder ihr Tagwerk bezeichneten: die Vernichtung der Tutsi und die Beseitigung moderater Hutu, die mit der Diskriminierungspolitik des Präsidenten Juvénal Habyarimana nicht einverstanden waren. Zwölf Jahre später suchen wir noch immer nach den sterblichen Über-

resten unserer Angehörigen, aber das Licht leuchtet nach wie vor.

Und auf meinen Vornamen war ich böse, denn ... ich heiße Esther mit Vornamen, den hat mein Vater ausgesucht, er war Laienprediger. Ein biblischer Vorname, den ich seit meiner Kindheit gläubig und überzeugt getragen habe. Im christlichen Glauben und mit innerer Überzeugung: Ich war wie eine Doppelgängerin der Esther aus dem gleichnamigen Buch der Bibel, jener jüdischen Königin, die ihr Volk rettet. Sofortiger Spiegeleffekt, sobald ich meinen Vater uns diesen Text vorlesen höre, abends, wenn die Familie beisammensitzt. Kühn wie sie ist, der Gleichklang der Vornamen erscheint mir so gewaltig, wagt sie es, ihren Ehemann, König Ahasverus, um Audienz zu bitten, als sie erfährt, dass gegen das jüdische Volk ein Komplott geschmiedet wird. Jemand aus dem Kreis der Mächtigen plant tatsächlich die Vernichtung der Juden – der Begriff wird sogar gebraucht. »Auch die Hälfte des Königreichs soll dir gegeben werden«, sagt der König zu Esther, die vor ihm kniet. Doch sie will weder Königreich noch Hab und Gut, sie will nur ihr Volk retten. Der König gewährt ihr die Bitte. Und Esther rettet das jüdische Volk.

Ich war erst ein Jahr alt, als meine Mutter mich 1959 auf ihrem Rücken trug und vor den ersten Massakern\* an den

\* 1959 findet die soziale Revolution statt: Mit ihr beginnt, unterstützt durch die belgische Kolonialmacht und die katholische Kirche, die Machtübernahme der Hutu, wobei es bis zum Jahr 1994 regelmäßig zu Massakern an den Tutsi kommt. Drei Jahre später, 1962, feiert Ruanda seine Unabhängigkeit.

Tutsi geflüchtet ist. Hutu von einem Nachbarhügel haben unsere Häuser angezündet und unser Vieh gestohlen oder abgeschlachtet. Unsere Nachbarin Nyiragasage hat uns bei sich versteckt. Für sie als Hutu war es einfach, uns zu schützen: Bei ihr würde niemand vorbeischaun. Als sich der »ungünstige Wind« dann gelegt hatte – so nannte man die Massaker, den ungünstigen Wind *Muyaga* – haben meine Eltern unser abgebranntes Haus wieder aufgebaut und neue Kühe gekauft.

1973 wehte der Wind wieder; und wieder hat Nyiragasage uns versteckt. Unser Haus wurde zerstört, unsere Kühe verzehrt. Wir haben wieder gebaut, ein neues Tier angeschafft. Wir haben überlebt.

1994, als ich aus Ruanda floh, nachdem ich dem Genozid entronnen war, trug ich, wie meine Mutter fünfund-  
deißig Jahre zuvor, meine jüngste Tochter Babiche auf dem Rücken, die damals sechs Monate alt war. Und so trug ich ungewollt die Geschichte meiner Angehörigen weiter. Zu ihrer großen Verzweiflung hatte Nyiragasage uns diesmal nicht helfen können, und sie trauert bis heute um meine Eltern, die Nachbarn, die sie so sehr schätzte.

Ruhephasen, ja, die gab es. Doch wir wussten immer, sie wären nur vorübergehend, kamen kurz nach einer Welle der Gewalt und zwangsläufig auch vor dem Beginn jeder weiteren. Illusionslos haben wir sie durchlebt wie Atempausen, an denen allein ungewiss war, wie lange sie dauern würden. Bis wann? Dieses Axiom habe ich seit meiner Kindheit verinnerlicht, in Mwirute, mitten in Ruanda, knapp vierzig Kilometer von Kigali entfernt. Bis wann?

Ein Völkermord, ganz gleich wo er geschieht, ist immer das Endergebnis von Diskriminierungen, Verteufelungen und regelmäßigen Massakern, die sich in Wellen über Jahre hinweg aneinanderreihen. Ohne dass ein einziges dieser Vergehen je bestraft würde. Als sondierten die Regierenden das Terrain, sozusagen nach dem Ausschlussprinzip, um Grenzen auszuloten, die der Belastbarkeit der Opfer auf der einen und die der internationalen Gemeinschaft, die oft gleichgültig reagiert, auf der anderen Seite. Die Tutsi galten in Ruanda seit jeher als Symbol einer permanenten Bedrohung, riefen immer schon eine ambivalente Mischung aus Faszination und Ablehnung hervor. Ich bete dir mal eine kleine Litanei von Vorurteilen runter: In Acht nehmen muss man sich vor ihnen, weil sie talentierte Lügner und begabte Geschäftsleute sind, Vorsicht, ihre Frauen sind schön und intrigant – und stehen alle im Sold ihrer Tutsibrüder, Vorsicht auch vor ihrer Heuchelei, man weiß nie, was sie denken. Das aus der Kolonialzeit ererbte Bild vom Tutsi als dem ausnahmslos herrischen, verachtenswerten Ausbeuter trugen die ruandischen Regierungen\* von der Unabhängigkeit bis 1994 nur allzu bereitwillig weiter.

Seit 1959 lebten wir in einem Land, in dem Strafflosigkeit herrschte: Ermordete man einen Tutsi, stahl ihm sein Vieh oder verweigerte seinem Kind einen Platz in der Schu-

\* Präsident des Landes ist von 1961 bis 1973 Grégoire Kayibanda, der aus Ruandas Süden stammt. Er wird, per Staatsstreich, von Juvénal Habyarimana entmachtet, der aus dem Norden des Landes kommt und an der Macht bleibt bis zu seiner Ermordung am 6. April 1994, die den Genozid auslöst.

le, so zählte das nicht, und die Bevölkerung war sich dessen sehr wohl bewusst. Und mit dem Völkermord hat man uns bedeutet, nichts zählen hieß bereits zu viel zählen. Wir mussten verschwinden. Neu waren solche Äußerungen nicht, sie klangen ja bereits in politischen Reden und auch in Liedern an, die dauernd im Radio liefen. Ohrwürmer, die wir Tutsi selbst mitgesummt haben, obwohl die Refrains unverblümt zu unserer Vernichtung aufriefen. In den 1990er-Jahren war ein Stück besonders populär ... (Esther singt leise): »Iyee tubatsembatsembe, iyee tubatsembatsembe«, was nichts anderes heißt als: »Rotten wir sie aus, rotten wir sie aus ...«

Der Völkermord wurde schrittweise und bewusst ins Werk gesetzt. Deshalb kam er in Ruanda weder für die überraschend, die seine Opfer wurden, noch für die, die ihn begingen. Schlicht und einfach deshalb nicht, weil an seiner Durchführung nichts spontan war. Ein paar Offizielle waren über die Entscheidung informiert; hätte die Sache denn sonst so reibungslos funktionieren können? Macheten, von offizieller Seite an die Bevölkerung verteilt, alles wurde überwacht, die Leute wurden mit Reden angestachelt und aufgeheizt ... Ihre Botschaft kam unmissverständlich an: Die Tutsi zu töten war eine Notwendigkeit, eine Pflicht.

Durch die Vernichtung nach Plan, die vom 7. April bis zum 4. Juni 1994 in einer Rekordzeit und mit Feuer-eifer betrieben wurde, habe ich fast alle meine Verwandten verloren. Meine Eltern, meine Schwester Stéphanie, deren Mann, ihre Kinder, meine Onkel und meine Tanten, deren

Kinder ... Die Liste ist noch lang, ich lese sie hier nicht vollständig vor, eine Zahl soll genügen, um das unvorstellbar Schreckliche auszudrücken: zweihundertdreiundzwanzig Verwandte sind umgekommen, und dabei rede ich nur von den direkten Verwandten, Vor- und Nachfahren meiner Eltern und Schwiegereltern. Zu ihnen zählt auch Innocent, mein Mann, der Vater meiner drei Töchter Anna, Amélia und Amanda, genannt Babiche, die ich glücklicherweise retten konnte. Das heißt, im Grunde haben eher sie mich gerettet. Ihretwegen habe ich durchgehalten: Ein Kind retten wird ein so drängend wichtiger Gedanke, dass er einer Situation, die eigentlich völlig sinnlos geworden ist, wieder Sinn gibt.

Ich habe Innocent, meinen Mann, verloren, obwohl ich dachte, wir würden gemeinsam mit dem Leben davonkommen. Innocent war Lehrer und hatte deshalb Anspruch auf eine Dienstwohnung im Gymnasium Notre-Dame-de-Cîteaux, das von Nonnen geleitet wurde, in Kigali; dort wohnte unsere ganze Familie. Während des Völkermords hielten wir uns in einem der Schlafsäle versteckt, wie alle anderen Lehrer, die Tutsi waren, zusammen mit ihren Familien. Weil wir uns im Umkreis unserer Schule sicherer fühlten als in anderen Stadtvierteln, beschlossen wir, dort zu bleiben. Außerdem wäre eine Flucht so gut wie unmöglich gewesen: Überall, in jedem Stadtviertel, auf jedem Hügel, wurden von den Interahamwe Straßensperren errichtet, und da die ethnische Zugehörigkeit jedes Ruanders schwarz auf weiß in seinem Personalausweis stand, ergab

sich daraus entweder das Recht, die Barriere zu passieren oder aber der sichere Tod. Außerdem stand rechts von unserem Schulgelände eine Militärkaserne. Anfangs gab uns allein das Gittertor am Eingang zum Gymnasium das Gefühl, geschützt zu sein – was im Nachhinein betrachtet ziemlich lächerlich ist.

Drei Wochen lang waren wir dort, wie erstarrt außerhalb der Zeit, mittendrin im Genozid und zugleich draußen. Die Tage vergingen mit Gebeten und langen Stunden des Schweigens, wohl auch der Resignation, weil das Radio seine Hasstiraden auskottzte und nicht den kleinsten Ausweg verhiß. Es fällt mir schwer, das Wort Resignation zuzugeben, und es aufzuschreiben ist außerdem gefährlich, weil ich weiß, dass viele Menschen sich gewundert haben, wie passiv wir uns haben töten lassen. Ich erinnere mich an einen Satz in einem Artikel, in dem es um Geflüchtete ging, die an einem Waldrand in Bisesero in der Falle saßen: »Stundenlang in der Nacht haben die Tutsi gesungen.« Singen, so ein fröhliches Verb ... Haben sie nicht eher Psalmen vor sich hin gestammelt? Gebete waren für viele von uns die letzte Zuflucht, sowohl für die tief Gläubigen, als auch für die, die an ihrem Glauben gezweifelt hatten und nun dachten, sie müssten dafür mit der Höchststrafe büßen, in jenen Tagen des Genozids. In dem Bild, Opfer, die »singen«, als akzeptierten sie ihr Schicksal mit einem Lied auf den Lippen, finde ich jenes Gefühl der Unterwürfigkeit bis in den Tod wieder, das uns so häufig schon Kopfzerbrechen bereitet hat. Wie ist das möglich? Wieso gab es nur so wenig Auflehnung? Manch einer glaubte sogar, sie, die Un-

terwürfigkeit, im Tonfall unserer Stimmen zu entdecken, leise oft, langsam, entsprechend zuweilen als ehrerbietig definiert.

Aber nein, wir waren keine Schafe, die sich willig zur Schlachtbank führen ließen, wir waren nur versteinert vor Ohnmacht, Einsamkeit, erdrückt von der Last der offiziellen Straflosigkeit, die ein Kapitel der Landesgeschichte oder ein Verfassungsgrundsatz wurde. Wir fühlten uns wie zu einem Schicksal verdammt.

Genau, wir waren zum Nichtsein bestimmt ...

Dieses Gefühl, »illegitim« zu sein, empfinde ich seit jeher. Ich spüre es entweder unterschwellig oder sehr heftig, wie damals, 1972, als ich fast am Radio klebte, während die Namen der Schüler vorgelesen wurden, die an einem Gymnasium aufgenommen wurden, und mein Name nicht fiel. Ich war vierzehn und hatte hervorragende Noten, die meinen Traum vom Medizinstudium hätten wahr werden lassen können, und ich bin an jenem Tag in keiner Schule eingeschrieben.

Und wieder war das Gefühl da, als ich ein paar Monate später zwar dank der Hilfe eines Bekannten meines Vaters, eines Hutu, der gegen die Diskriminierungen war, endlich einen Platz im Internat hatte, dann aber wegen einer Kampagne gegen die Tutsi der Schule fliehen musste, mitten in der Nacht, im Februar 1973, nur drei Monate nach meiner Aufnahme ins Internat. Den Rest des Schuljahrs hab ich Kühe gehütet – oh!, nicht dass ich was gegen Kühe hätte, ganz im Gegenteil, ich mag ihre Gelassenheit, aber sie sind schlechte Lehrerinnen, und ich war aufs Lernen versessen.



Kein Daseinsrecht. Existieren, vielleicht gerade noch, aber nicht sein, nicht werden.

Dann kam das Gefühl wieder, als ich Innocent kennenlernte, meinen neuen Gefährten auf dem Land, dem auch die Schule verwehrt worden war. War nicht der Ausschluss, der uns auch zusammengeschweißt hat, die Keimzelle unserer Liebe, die auf dem Hügel von Kagina begann, wo meine Eltern ein zweites Haus hatten, direkt gegenüber von Innocents Zuhause? In Kagina, wo wir uns täglich sahen, war eine Ziege, ein mythisches Wesen seit jenen Tagen, die einzige Zeugin unserer Liebesschwüre. Und des Schwurs, sich gegen das Gefühl der Verdammung aufzulehnen, welches die diskriminierende Politik uns aufzwang. Sich auflehnen, von den Höhen unserer vergessenen Hügel aus, dabei auf Französisch diskutieren, damit wir die Sprache nicht verlernten, über Freiheit, Literatur, Justiz, Philosophie, mit einer Hand am Ziegeneuter. Weder für Innocent noch für mich kam damals das Exil in Betracht. Allein der Gedanke, wir müssten dann ohne unsere Familien auskommen, fiel uns schwer.

Im selben Februar 1973 verlor auch Innocent seinen Platz an einem der besten Gymnasien Ruandas, den er durch den unerwarteten Beistand eines Onkels, Hutu, erhalten hatte. Er war kaum lange genug vom Hügel fortgewesen, um sich nach den Kühen sehnen zu können. Als dann im Juli Juvénal Habyarimana, der sich kurz zuvor per Staatsstreich zum Präsidenten gemacht hatte, die Gleichheit aller Ruander versprach und zuließ, dass die Tutsi ihre Posten zurückbekamen, da erschien Innocent und mir, so

jung wie wir waren, die Lösung ebenso einfach wie naiv: Unser Staatschef stammte aus dem Norden, unsere Verfolger waren aus dem Süden gekommen. Unser Leben konnte sich also nur ändern. So kam es dann auch, mit dem Beginn des neuen Schuljahrs, und endlich durften wir wieder zur Schule gehen. Wenige Monate später aber zwang uns das neue Programm mit dem undiplomatischen Titel »Ethnisches und regionales Gleichgewicht« offizielle Quoten auf, die den Zugang der Hutu aus dem Süden und der Tutsi aus dem ganzen Land zum öffentlichen Dienst und zu Bildungseinrichtungen regeln sollten. Also würden wir nicht nur doppelt so hart lernen müssen, sondern drei-, vier-, zehnmal so hart ...

Für uns unterschied sich unser Regierungschef kaum von seinem Vorgänger. Aber wir ließen nicht locker: Ich setzte meinen Dickkopf durch und bekam schließlich von der presbyterianischen Kirche ein Stipendium für Belgien. Auch Innocent erhielt für zwei Jahre ein Stipendium zum Studium der Anthropologie und Linguistik, und er kam zu mir nach Neu-Löwen; dort, als Schwarze unter Weißen, vergaßen wir, dass wir Tutsi waren, lernten zwar eine neue Art von Rassismus kennen, aber der war insgesamt gesehen erträglicher, weil punktuell und in unserem Fall nie vernichtend.

Tutsi war ich bei meiner Abreise nach Belgien, und Tutsi blieb ich bei meiner Rückkehr nach Ruanda. Nach sechs Jahren kam ich nach Kigali zurück, hatte ein Diplom in Sozialarbeit und einen Magister in Soziologie in der Tasche, musste der Kirche mein Stipendium erstatten und nahm

eine Stelle an, die mir deren Hierarchie verordnete; ich wurde ans andere Ende Ruandas geschickt, um Französisch zu unterrichten – meine frisch erworbenen Fachkenntnisse zahlten sich nicht im Geringsten aus. Das war wie ein Schicksal. Nicht, dass es uns nicht wütend, nicht rebellisch gemacht hätte, aber hier wurde nach den Regeln der Straflosigkeit gespielt, und eine der Regeln war unsere Ohnmacht. Schon allein unser Wille durchzuhalten, der Wille, alles wieder aufzubauen, was verbrannt, zerstört oder geplündert worden war, schürte den Widerstand. Meine Schulden hab ich beglichen, und ich habe am 20. Juni 1987 endlich geheiratet.

Wir liebten uns so sehr, Innocent und ich, ich schwöre dir, unsere Liebe war so groß, dass es für uns keine Rolle spielte, dass wir als Tutsi verdammt wurden. Wir waren lebenshungriger denn je, und die gut bezahlte Stelle als Soziologin, die ich gerade bei der britischen regierungsunabhängige Organisation Oxfam ergattert hatte, ermutigte uns, denn ich war genommen worden, weil ich eine Prüfung bestanden hatte, ohne Rücksicht auf meine Herkunft. Wir haben immer viel gearbeitet, ununterbrochen, aber wir hatten eine Dienstwohnung, sonntags besuchten wir oft unsere Verwandten, wir tanzten und tranken gemeinsam Primus, urwagwa und ikigage, unsere heimischen Getränke, wir erwarteten unsere erste Tochter, und, ja, wie wir es einander versprochen hatten, nannten wir sie Anna, nach Anne Frank, deren Tagebuch ich durch Innocent entdeckte. Wir hatten beschlossen, dass die Vornamen aller unserer Töchter mit dem Vokal a enden sollten, der überall

auf der Welt gleich klingt, der sich, ähnlich wie eine Brief-  
taube, wenig um Grenzen schert, Anna, Amélia, Amanda.

Wir waren glücklich, siehst du. Selbst wenn du diskrimi-  
niert wirst, kannst du dir dein persönliches Glück schaffen,  
kannst lieben, geliebt werden, die Deinen wertschätzen und  
von ihnen wertgeschätzt werden, kannst dich in deiner Ar-  
beit entfalten, kannst Freunde treffen oder dich an einem  
Samstagabend verliebt mit deinem Mann in eine Kneipe  
setzen, einen Spieß Ziegenfleisch essen und dazu, natür-  
lich, ein Primus trinken, das ruandische Bier. Wir hatten  
gebaut, in Nyamirambo, einem Viertel von Kigali, einen  
Katzensprung entfernt von meiner Schwester Stéphanie  
und ihrem Mann. Wir konnten es uns leisten, das Schulgeld  
für mehrere Geschwister zu zahlen, und manche wohnten  
sogar bei uns in Kigali. Es ging voran mit uns. Und dann  
brach der Krieg aus: Im Oktober 1990 rückte die Armee  
der Ruandischen Patriotischen Front (RPF) – größtenteils  
bestehend aus Tutsi, die seit den Massakern von 1959, 1963  
und 1973 im Exil in Burundi, Uganda und im Kongo leb-  
ten – nach Ruanda ein. Die Spannungen stiegen, und die  
Folgen für die Tutsi im Inland, für deren Familien, waren  
fürchterlich. Tutsi: Kakerlaken, Schlangen, Schurken. In je-  
nem Jahr hat das Radio sie herabgesetzt und zur Vernich-  
tung freigegeben. In lockerem Ton forderten die Star-  
moderatoren die Zuhörer auf, uns zu zerquetschen. In der  
Schule hielten unsere Hutukollegen Abstand von uns, man-  
che mieden auch die Gesellschaft derer, die Verwandte im  
Exil hatten. Die Hutu hatten einen regelrechten Horror vor  
der RPF, weil schreckliche Gerüchte über sie kursierten. In

ihren Augen hätte ihr Sieg den sicheren Rückfall Ruandas in die Feudalzeit unter der Zuchtrute der Tutsi bedeutet. Die RPF-Soldaten trugen angeblich Hörner, einen Tierschwanz, sie schnitten Frauen die Brüste ab und massakrierten alles, was sich ihnen in den Weg stellte ...

Drei Jahre später, 1993, dachten wir, das Blatt der Geschichte würde sich wenden. Das Abkommen von Arusha\* besiegelte den Frieden, an den unsere Familie bedingungslos hatte glauben wollen, so sehr sogar, dass wir unsere jüngste Tochter Mahoro nannten: Frieden. Und dann kam der 6. April 1994. Habyarimanas Flugzeug wurde abgeschossen.\*\*

Als sein Tod bekanntgegeben wurde, wussten wir, das war unser Ende. Hieß das, dass uns genau bewusst war, was nun geschehen würde? Nein ... Rational kannst du an einen Genozid nicht denken. Du wusstest, es würde neue Massaker an uns geben, das war sicher, ja, und die würden mit grausamerer Härte vonstatten gehen als zuvor. Aber deswegen sagst du dir nicht: Jetzt kommt ein Völkermord auf uns zu. Deutliche Anzeichen, im Radio zum Beispiel? Ach, da wurde mehr denn je gehetzt, das ja. Wir hatten uns an ihre Hasswellen inzwischen gewöhnt, kaum aber war der Genozid losgebrochen, haben sie jegliche Grenze über-

\* Dieses Friedensabkommen sah die Einführung des Mehrparteiensystems und die Rückkehr der im Exil lebenden Tutsi nach Ruanda vor.

\*\* Es sei daran erinnert, dass dieses Ereignis den Genozid auslöste, dessen Planmäßigkeit und schnelle Durchführung, einschließlich der Verteilung von Macheten in verschiedenen Regionen, zeigen, dass er nicht spontan ausbrach.

schritten. Wenn man von einem Nachbarschaftsvölkermord\* in Ruanda spricht, muss man diese Dimension mit in Betracht ziehen: Namen und Adressen potenzieller Opfer wurden meist über das Radio verkündet. Rundfunksprecher waren zu Wortführern geworden und richteten sich direkt an die Massenmörder, spornten sie an, trieben sie von Stadtviertel zu Stadtviertel, rügten manche Täter sogar ihrer Faulheit wegen – »im Viertel Soundso ist noch nicht genug gearbeitet worden ...« – und beglückwünschten andere zu ihrem »Punkttestand« bei der Opferzahl. Am 7. April hab ich im Morgengrauen meinen Onkel Sakumi angerufen, der wenige Jahre zuvor als potenzieller Komplize der RPF verhaftet worden war. Ich wusste damals nicht, dass ich seine Stimme zum letzten Mal hörte. Er war unter den Ersten, die getötet wurden, er und seine Frau. Ihn wollte man auf jeden Fall tot wissen, und zwar möglichst schnell. Mein Onkel kam durch eine Kugel ums Leben, meine Tante durch eine zweite. »Saubere« Morde zumindest, verglichen mit dem, was folgen sollte und was diesen Genozid so grausam macht.

Meinem Onkel blieb noch Zeit, Innocent und mir einen letzten Rat zu geben: Bleibt in der Schule. Wohin hätten wir auch sonst fliehen sollen? Vor allem, wo hätten wir Zuflucht gefunden? Was für ein Wort, Zuflucht, wir haben sie nie gefunden, höchstens durch Zufall oder Glück, nie, weil sie uns zugestanden hätte. Also haben wir uns in den

\* Unter Nachbarn verübter Genozid, im Gegensatz zum Holocaust, der industriell betrieben wurde. (Anm. d. Ü.)

Schlafsaal von Notre-Dame-de-Cîteaux verkrochen, trotz der Vorbehalte der Nonnen, die Angst hatten um ihren Parkettboden, den die Flüchtlinge ja verschmutzen könnten. Und wir haben gewartet, aber frag mich nicht, worauf. Wenn es ein anderes Verb gäbe als »warten« für den Zustand, in dem du gefangen bist zwischen einer Außenwelt, in der nur gemordet wird, und einem inneren Raum, in dem nur Missgunst herrscht, wenn du dich weder dem einen noch dem anderen entziehen kannst und du auch nirgendwo anders sein kannst, wenn du also einfach da bist, »wartest«, auf nichts, auf niemanden – gäbe es ein anderes Verb, ich würde es gern verwenden. Ich erwähne das so nachdrücklich, damit dir klar wird, dass wir alles andere als bereit waren, den Tod hinzunehmen, aber ergeben, ja, in gewisser Weise haben wir uns unserer Geschichte ergeben. Wir hatten resigniert, weil unser Schicksal niemanden kümmerte. Aber indem ich dir meinen Lebensweg beschreibe, von meiner Kindheit bis heute, möchte ich, dass du eines ermisst: Resignation hält einen Menschen ganz und gar nicht davon ab, sich aufzulehnen. Sich vor allem aufzulehnen gegen den Selbsthass, den sie uns eintrichtern wollen. Denn natürlich fragst du dich ständig, was dich für die anderen so hassenswert macht. Schon als Kind fragst du dich das, aber mit derselben Neugier, die du der Welt insgesamt entgegenbringst – der Natur, der Tierwelt, den kleinen Mädchen, die sich von den kleinen Jungen unterscheiden, den Geheimnissen der Erwachsenen, dem Rassismus ... Auch als Jugendliche und als Erwachsene fragst du dich das noch, selbst wenn du dich darüber ärgerst, dass

solche Fragen noch immer auftauchen. Also versuchst du, sie zu verdrängen, du spielst auf Distanz: Die sind davon besessen, mich kümmert das nicht, ich gehe meinen Weg weiter. Aber die Wirklichkeit holt dich ein, sie verhöhnt dich. Versuch dir einzureden, dass es nicht dein Problem ist, wenn du von der Schule verwiesen wirst oder deine Arbeitsstelle verlierst ... Schließlich wird das »Warum« zu deiner Obsession. Warum bin ich in ihren Augen eine Kakerlake, ein Käfer, was hab ich denn getan? Was haben wir Tutsi getan, außer dass wir mit unserer Identität auf die Welt gekommen sind? Denn für so viel Hass, der dir entgegenschlägt, muss es doch eine Erklärung geben ... Ein Hass, dessen Ursprünge du natürlich kennst, die aber nicht mit den Ursachen zu verwechseln sind, wie mein Freund Naasson Munyandamutsa, der brillante Psychiater in Kigali, betont hat.\* Solche Gedanken sind quälend. Und soll ich dir sagen, was das Schlimmste ist? Du ertappst dich manchmal dabei, dass du dir selbst böse bist, nicht, weil du du bist, sondern über das an dir, was ihre Vorurteile verstärkt. Du ärgerst dich über deine Überlebensreflexe in einer Gesellschaft, die dich an den Rand drängt, die dich zwingt zu improvisieren und dir dein Geschick später als

\* »Aus der Sackgasse kommt man nicht heraus, wenn man nicht an die Ursprünge geht, die Ursprünge, die man nicht mit den Ursachen verwechseln sollte.« Dieses Zitat von Paul-Claude Racamier aus seinem Buch *Le Génie des origines* (Paris 1992) verwendete Dr. Naasson Munyandamutsa in seinem Beitrag zum *Guide en santé mentale dans le contexte des juridictions-gacaca* (Leitfaden zur psychischen Krankheit im Zusammenhang mit der Gacaca-Gerichtsbarkeit), Kigali 2004.



Hinterlist auslegt. Eine Gesellschaft, die dich dermaßen unterdrückt, dass sie dir jedes beliebige Wort im Munde rumdrehen kann, nur um dir Ärger zu machen, und wenn du andern wenig anvertraut, legen sie dir das dann als Schurkerei aus. Blüht dein Geschäft, wird das neidisch beäugt, und man bezeichnet dich als geborenen Geschäftsmann, während dir eine Laufbahn in der Verwaltung verwehrt bleibt.

Mehrere Familien aus Gitega, einem Nachbarviertel, flüchteten sich auch zu uns in die Schule. Die Männer sind meist deprimiert; die Frauen rühriger. Manchmal können wir den Sender der RPF empfangen, Radio Muhabura, und die Liste der getöteten Tutsi, die sie verlesen, lässt uns das Blut in den Adern gefrieren. Wie sollen wir je hoffen, dem Schicksal zu entrinnen, das die Massenmörder uns verheißten? Heute glaube ich, dass alles, was ich aus jenen Tagen des Wartens erinnere, gar nicht mehr in den Bereich Wirklichkeit fällt, keine Abfolge alltäglicher Gesten war – sich waschen, die Kinder abends zudecken –, sondern einen Platz in der Zeit einnimmt: vor oder nach Innocents Tod. All die Stunden, die Wochen davor sind nur noch von Bedeutung, weil er noch da war; alle anderen bleiben aus dem gegenteiligen Grund ebenso bedeutungsvoll: weil er nicht mehr da war. Zwischen beiden, der 30. April.

Es scheint mir tatsächlich so, dass ich den Zeitabschnitt allein im Lichte dieses Datums vor Augen habe. Später wird mich der Tag jedes Jahr wieder verbrennen. Allein schon, wenn du das Datum in einem Kalender siehst oder einen einfachen Arzttermin ausmachen willst: »Doktor X kann

Ihnen am 30. April einen Termin geben«, und du lehnst ab, mit Bauchkrämpfen: »Nein, tut mir leid, an dem Tag kann ich nicht.« Indem ich den Tag heilige, halte ich die Erinnerung an den Vater meiner drei Töchter zumindest 24 Stunden im Jahr wach. Den Tag heiligen, an dem man ihn entmenschlicht hat, bedeutet, dass ihm seine Menschenwürde zuerkannt wird. Ja, ich habe »entmenschlicht« gesagt: Sie haben Innocent, am Abend vor seiner Ermordung, die Sehnen an den Füßen durchtrennt, um ihn an der Flucht zu hindern. Ich hatte ja schon gesagt, dass die Schlächter nachts nicht gern arbeiteten. An jenem 30. April aber war es schon dunkel, als sie kamen, gegen neunzehn Uhr. Jemand muss uns verraten haben. Sie haben alle Männer aus unserer Gruppe aussortiert, die Jungen auch, und haben sie an die Straßensperre von Gitega gebracht, die lag am nächsten. In der Dunkelheit hat einer von ihnen versucht zu fliehen, und damit sie sich in Ruhe ihr Bier gönnen konnten, bevor sie sich am nächsten Morgen an die Arbeit machen würden, haben die Mörder allen die Machete in die Füße geschlagen, der schmerzhafteste Todeskampf der Männer war ihnen völlig egal. Das aufzuschreiben ist mir unerträglich – nicht nur der abscheulichen Folter, sondern auch Annas wegen. Meine Älteste hat miterlebt, wie Innocent weggeführt wurde, und als wir uns Minuten später im Gebüsch versteckten, weil wir befürchteten, dass sie wiederkommen und auch die Frauen holen würden, fiel ein Schuss. Ihr ganzes Leben lang, bis sie sechzehn war, brachte Anna dieses Geräusch, das die Stille der Nacht zerriss, mit dem Tod ihres Vaters in Verbindung. Unsere Tochter

glaubte, ihr Vater sei durch einen Gewehrschuss getötet worden, »mit Würde«, hätte ich fast gesagt. Ich habe diese Vorstellung, für die sie sich entschieden hatte, nie widerlegt, obwohl ich die Wahrheit kannte. Und als hätten wir einen inoffiziellen Pakt geschlossen, hat sie mich nie weiter danach gefragt, auch nicht, als wir Innocent endlich beerdigen konnten, im Rahmen einer nationalen Bestattungszeremonie. Dann, 2004, habe ich in meinem Buch\* Innocents letzte Minuten oder zumindest das in allen Einzelheiten geschildert, was man mir darüber erzählt hat. Anna hat sich auf das Buch gestürzt, und Anna hat erfahren, wie es wirklich war. Sie ist zusammengebrochen. Sie hatte fürchterliche Angst. Sie sagte immer wieder: »Das wusste ich nicht, das wusste ich nicht ...«, und war vollkommen niedergeschlagen, sagte noch, sie würde ihre Schulkameraden nie wieder treffen, nie wieder tanzen, nie wieder Unbefangenheit wagen können ... Sie hatte Kummer, großen Kummer. Nicht einmal aber hat sie mich gefragt: »Warum hast du's mir nicht gesagt?« Sie hat vielleicht gespürt, dass ich erst, indem ich es aufschrieb, in der Lage war, zu enthüllen, was ich ihnen, ihr und ihren Schwestern, nicht hatte sagen können. Die Wahrheit, die ich mit Tausenden anonymer Menschen auf der ganzen Welt geteilt habe, im Rahmen der zahllosen Konferenzen, die mich rund um den Globus geführt haben, wollte ich meiner eigenen Tochter nicht länger vorenthalten.

Ich hab es nicht mal formuliert. Ich habe geschrieben,

\* Ein Leben mehr. Zehn Jahre nach dem Völkermord in Ruanda, Wuppertal 2005.

das ist alles, und das Schreiben hat alles diktiert. Mit Macht, natürlich. Was Anna die Lektüre dieser Zeilen so schwer gemacht hat, war die Unmöglichkeit, einem Tod ins Auge zu sehen, den sie sich zwar nicht ideal, zumindest aber weniger barbarisch vorgestellt hatte. Als »ehrenhaften« Tod – Kinder brauchen einfache Erklärungen: hier die Guten, da die Bösen. Diese werden von jenen umgebracht, erschossen, erdolcht, oder was weiß ich, aber jedenfalls hackt man sie nicht in Stücke, man verstümmelt sie nicht. Das kann ein kleines Mädchen sich vielleicht vorstellen, auch wenn es älter wird – aber nicht für seinen Vater. Vorstellbar wird das eines Tages für 800 000 Opfer des Genozids an den Tutsi, minus eines, ihren Papa. Sich den Horror vor Augen führen: Weil ich ja um diese größte Schwierigkeit weiß, die es für Kinder wie für Erwachsene bedeutet, und die ich bei der therapeutischen Arbeit an meinen Patienten oft bestätigt sehe, habe ich nie versucht, in Anna Fragen zu jenem 30. April 1994 zu wecken. So ist nie ein Wort über Innocents Tod über meine Lippen gekommen, bis zu jenem Zeitpunkt zehn Jahre später. Sonst hätten die Mörder doch endgültig gewonnen, also! Unsere Tochter musste nicht nur die Abwesenheit ihres Vaters verkraften, sondern wurde auch noch von dem Gedanken an die Leidenszeit gequält, die man ihm auferlegt hat. Ich wiederum habe zehn Jahre Aufschub gewonnen, und zu Recht. Während dieser Jahre hat unsere Tochter etwas aus sich gemacht, hat Erfolg in der Schule, hat auf Reisen die Welt entdeckt, hat internationale Freundschaften geschlossen, und ihre fröhliche Art, das junge Mädchen, das gern lacht, ist Innocents beste Rache.

Jahrelang hab ich meine Töchter am 30. April nicht in die Schule geschickt. Ich nahm mir frei, und wir verbrachten den Tag gemeinsam. An dem Tag rufen dich alle deine Freundinnen von Avega an, unserer Witwenvereinigung\*. Kürzlich sagte mir Anna am Abend vor unserer familiären Gedenkfeier, sie sei zu einer Party eingeladen. Bei einer guten Freundin, der sie nicht absagen wollte. Sie hat sich geübert, als sie's mir sagte, war hin und her gerissen zwischen Schuldgefühl und Partylust. Ich hätte ihr ohnehin erlaubt zu gehen, auch ohne ihr letztes Argument: »Dass ich weiterlebe, das hätte Papa gewollt.« Unauslöschliche Erinnerung an Innocents letzte Worte, bevor sie ihn zur Schlachtbank geführt haben: »Bring meine Kinder weit weg.« Ich habe niemals herausgefunden, ob er damit meinte, weit weg von der Schule, weg vom Genozid oder weg aus dem so hasserfüllten Land. Meine Töchter und ich sind also an jenem Tag ins »öffentliche« Leben zurückgekehrt, aber wir wissen darum. Unsere Trauer ist nun zwar verborgener, stummer, aber jedes Monatsende im April festigt die Bande unter uns vieren. Weil wir darum wissen.

Nach Innocents Tod habe ich nur funktioniert, tat alles mechanisch. Einen Monat später war ich noch immer im Schlafsaal von Notre-Dame-de-Cîteaux. Dort erfuhr ich

\* Avega, die Vereinigung der Witwen, die den Genozid vom April überlebt haben, entstand gleich nach dem Völkermord. Zunächst im informellen Rahmen: Frauen trafen sich, unter einem Baum, um einander zu trösten, um »darüber« zu sprechen. Schritt für Schritt entstand dann die Organisation, die überlebende Witwen materiell und psychologisch unterstützt. Heute zählt Avega zu den aktivsten Organisationen Ruandas.

auch vom Tod all meiner Angehörigen. Meiner Familie, Innocents Familie. Stéphanies Familie. Seit Wochen hatte ich mit den Nonnen gekämpft, weil ich wollte, dass sie Stéphanie aufnehmen. Das lehnten sie ab. Mit dem Argument, jede schulfremde Person könnte von der RPF eingeschleust worden sein, ließen sie nicht mit sich reden. Von dem Moment an hatte ich nur noch den einen Gedanken, Ruanda zu verlassen. Meine letzten Dollar ebneten mir den Weg ins Hotel des Mille Collines, das unter dem Schutz der Blauhelme stand. Von dort aus wurde ich nach Kabuga evakuiert, in das von der RPF befreite Gebiet westlich von Kigali, wo mich ehemalige Kollegen von Oxfam fanden und nach Uganda brachten. Vier Tage nach meiner Ankunft in Kabale, Uganda, übernahm die RPF in Kigali die Macht; und ich machte mich wieder auf den Rückweg.

Während der fünf Jahre, die dann folgten, hab ich nur gearbeitet. Als Gründungsmitglied von Avega, zusammen mit anderen Frauen, ließ ich mich zur Psychotherapeutin ausbilden. Ich habe Hunderte Überlebende betreut, fast ausschließlich Frauen, da ja nur sehr wenige Männer überlebt hatten. Gemeinsam haben wir versucht, uns wieder aufzubauen, und wir haben uns wieder aufgebaut. Weil wir, durch Zufall, Glück oder Wunder, dem Unsäglichen entkommen waren und, als Überlebende, beschlossen hatten, Lebende zu werden. Diese weibliche Solidarität war unsere Rettung. Andernfalls wäre ich untergegangen, wir wären untergegangen. Die Durchführung, vielmehr der »Erfolg« eines Genozids basiert ja unter anderem auf diesem Prinzip: dir die Schuld zu geben, dass du lebst, und dir

dann, wenn du davongekommen bist, die Schuld zu geben, dass du überlebt hast. Denn wenn ich als Tutsi zum Tode verurteilt war, wieso bin ich ihm dann entronnen, anders als mein Vater, meine Mutter, mein Mann, meine Schwiegereltern, meine Schwester, meine Schwäger, deren Kinder, meine Onkel, meine Tanten, meine Cousins, meine Freunde aus Kindertagen, meine Schulkameraden. Und anders als alle, die ich nicht kannte und die wie ich als Tutsi zur Welt kamen? Warum sie und nicht ich?

Du brauchst Jahre, um das unerträgliche Dilemma zu überwinden. Den Ausweg daraus fasse ich dir hier ganz kurz zusammen: die Liebe, die ich von den Meinen bekommen habe, von einem Vater, der mir immer sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt hat, von einer liebevollen Mutter, von einem liebenden Ehemann, von fröhlichen, zärtlichen Schwestern, das ist mein Rückgrat. Das war eine Liebe, die Bestand haben sollte, damit ich bestehen konnte. Siehst du, ein Genozid funktioniert, weil er dich zeichnet und dich für den Rest deines Lebens beherrscht, absolut. Eine Liebe wie die, die mir zuteil wurde, beherrscht und zeichnet dich auch für den Rest deines Lebens. Absolut. Heute hält sich meine Existenz zwischen diesen beiden Schicksalen, diesen beiden Absoluten, doch manchmal schwankt sie auch.

Heute bin ich mit Helmut verheiratet, lebe in Deutschland und übe meinen Beruf als Therapeutin in einem Flüchtlingszentrum aus. Meinen drei Töchtern geht es prächtig. Klar, dass ich mir jeden Tag vor Augen führe, welch unaussprechliches Glück ich hatte, dass ich nicht eine der drei

verloren habe. Doch der Gedanke vertreibt weder den Schmerz noch das Gefühl stummen Wahnsinns, das mir seit dem Völkermord zusetzt. Ein Gefühl der Niederlage auch: Esther zu heißen, das hat mir nichts gebracht. Ich habe nur drei von zweihundertdreiundzwanzig meiner Verwandten gerettet, die alle ausgelöscht wurden. Als Königin ohne König und Macht hat Esther ihre Mission nicht erfüllt.



## Vorbemerkung zu den Gacaca

Du musst ganz ruhig bleiben, das rät man dir.

Du wendest dich an einen der Mörder deiner Familie oder an einen seiner Komplizen, und du darfst auf keinen Fall aus der Haut fahren. Ihn weder geringschätzig ansehen noch drohend auftreten oder wütend. Sonst wirst du streng zur Ordnung gerufen. Die Gacaca-Gerichte funktionieren nach Regeln, die, zumindest teilweise, denen eines gewöhnlichen Gerichts ähneln. Der Vorsitzende hat für den ordentlichen Ablauf der Sitzungen zu sorgen, du musst die Fassung wahren können. Stell dir vor, wirklich, wenn du, wie ich, dem Mörder deiner Schwester Auge in Auge gegenüberstehst, musst du dich zu benehmen wissen. Das ist doch das Mindeste, oder? Also hab ich mich gut benommen. Höflich, zuvorkommend, sogar gelächelt hab ich.

Die Gacaca sind traditionelle Gerichte, die 2001 in Ruanda – in modernisierter Form – wieder ins Leben gerufen wurden, um die völlig überforderte Strafgerichtsbarkeit zu entlasten. Ein Gacaca besteht aus einem Gremium von neun Laienrichtern, so genannten Integren – *Inyangmu-gayo* –, und findet unter Anwesenheit der Bevölkerung statt,

die sich beteiligen soll, indem sie den Angeklagten Fragen stellt. Die Verhandlungen laufen in zwei Phasen ab: Die erste, die sich über mehrere Monate erstreckt, dient dem Sammeln von Informationen und ist mit der Ermittlungsphase in der klassischen Justiz vergleichbar; in der zweiten werden Urteile gefällt, wie in gewöhnlichen Gerichten auch, und sie schließt die eventuelle Wiederaufnahme eines Verfahrens sowie Vereinbarungen über materielle Entschädigung ein. Nach mehreren Monaten beraten sich die Richter und beschließen eine Strafe. Die Sitzungen finden einmal pro Woche statt, in jedem Viertel, und es werden mehrere Fälle verhandelt. In einer Versammlung kann also ein Fall erneut aufgerollt werden, wenn Fragen offen geblieben sind oder wenn jemand zusätzliche Informationen beitragen kann.

Das Gacaca, das unseren Fall betraf, sollte erst in einer Woche tagen. Meine Schwestern und ich waren aber an dem betreffenden Sonntag verhindert und hätten nicht teilnehmen können. Um den Fall zu beschleunigen, schlug der Bezirksvorsteher aus Nyamirambo, dem Viertel, in dem meine Schwester Stéphanie gelebt hat, eine Gegenüberstellung zwischen ihren mutmaßlichen Mördern und meiner Familie vor. Der Vorschlag kam uns entgegen. Die Leute aus der Nachbarschaft könnten dazustoßen, und man könnte den mutmaßlich Schuldigen offen Fragen stellen. Ich habe nur eine einzige: Wohin wurden die Leichen von Stéphanie und ihren drei Kindern geworfen?

Étienne steht mir gegenüber. Étienne ist der Mörder mei-

ner Schwester Stéphanie. Er wurde von Pierre, einem Komplizen, denunziert, der sich selbst einer beträchtlichen Anzahl von Verbrechen schuldig bekannt hat und der meine Schwestern und mich dafür seit langem schon um Vergebung bitten wollte. Er hat die Namen der Beteiligten genannt, ohne sich aus der eigenen Verantwortung zu stehlen; er hat die genaue Stelle benannt, wo die Leichen hingeworfen wurden, und er hat Details angeführt, die er kaum erfunden haben kann. Da sind also die drei Mörder, die meine Lieben umgebracht, mit Gewehrkolben erschlagen haben, am Rande einer Grube, in die sie sie dann stießen, meine Schwester Stéphanie, ihre Tochter Tika, fünf Jahre alt, deren jüngere Schwester Kinini, dreieinhalb, ihren Sohn Babou, zwei Jahre alt, ihre Nachbarin Immaculée – ihr Mann, Hutu, hat sie im Stich gelassen und ist mit ihren Kindern geflohen, obwohl die, als Angehörige der Ethnie des Vaters, überhaupt nichts zu befürchten hatten. Auch Antoinette, eine andere Nachbarin, war unter den Opfern, und vier ihrer Kinder – ihren Mann und zwei Kinder hatten sie schon in den ersten Tagen des Völkermords exekutiert.

Wir sitzen alle auf Bänken, die einen geschlossenen Kreis bilden, im Schatten eines Baums. Wir werden uns alle erklären. Der Bezirksvorsteher, der in gewisser Weise als Untersuchungsrichter fungiert, übernimmt den Vorsitz; wir begegnen einander voller Respekt. Mit einem Mal denke ich mir, dass ein Ausländer, der hier vorbeikäme, seinen Augen vielleicht nicht trauen würde. Wie soll man sich vorstellen, dass der Mann, der da in aller Ruhe vor mir steht, auf

der Nase eine dicke Brille, die sein Gesicht komplett einnimmt, derselbe Mann ist, der die Ermordung meiner Schwester befohlen hat? Wie soll man sich das vorstellen, wo er doch einen so jovialen Eindruck macht? Étienne lacht tatsächlich sehr oft. Er beantwortet jede Frage mit einem kleinen Lächeln, das, wenn man ihm seinen Wunsch zu fliehen nicht ansähe, den Eindruck macht, als lächle ein Zurückgebliebener. Meine Schwester Marie-Josée glaubt, dass er vielleicht nicht mehr ganz richtig im Kopf ist. Ich glaube das nicht eine Sekunde lang. Übrigens ist er nach der Sitzung, in der er so schwer beschuldigt wurde, verschwunden – abgetaucht, damit er der Justiz keine Rechenschaft mehr geben muss. Fffff! ... Fast hätte ich's vergessen: Étienne leugnet alles.

## Die Gacaca-Gerichte

Im August, als ich zum ersten Mal zu dem Gacaca in Nyamirambo, im Westen Kigalis, ging, fühlte ich mich der Sache nicht ganz gewachsen. Ich hatte mich stets distanziert, war der Justiz gegenüber argwöhnisch, weil ich nicht an sie glaubte. Aber meine Schwestern haben mich schließlich davon überzeugt, dass ich teilnehmen müsste, weil sie bei den Sitzungen Details über den Tod unserer Angehörigen erfahren haben. Ich kannte die Tradition der Gacaca, weil ich, wie alle Ruander, von der traditionellen Instanz gehört hatte, in der weise alte Männer sich unter einem Baum versammeln und auf der Grundlage der Überlieferungen unserer Eltern und Großeltern Recht sprechen. Als ich klein war, hatte ich aber nie gesehen, dass auf unserem Hügel ein solches Gericht stattgefunden hätte; ich weiß nicht mal, ob es solche Versammlungen damals überhaupt noch gab. Ich bin ganz ehrlich, mir leuchtete überhaupt nicht ein, wie man diese Praxis auf die Situation des Völkermords hätte übertragen wollen. Wobei einem Überlebenden keine Form von Justiz wohl je gerecht wird: Was geschehen ist, ist zu entsetzlich, als dass man zugestehen könnte, dass die

Justiz ihm Rationalität einhaucht. Meine große Schwierigkeit besteht heute darin, dass ich eine objektive Realität nicht darstellen, über die außergewöhnlichen, auch kontroversen juristischen Bemühungen in Ruanda nicht informieren kann, ohne meine persönliche Betroffenheit als Überlebende völlig außer Acht zu lassen. Ich versuche oft, dem Zuviel an Emotionen mit rationalen Überlegungen zu begegnen, aber die Distanz kann ich auf Dauer nicht aufrechterhalten. Manchmal will ich es auch gar nicht. Ich habe den Völkermord überlebt, mir geht es gut, ja, aber ich bin und bleibe eine Überlebende. Genauer gesagt: Ich bin eine Überlebende, der es besser geht als so vielen anderen, aber das »Grundgrauen«, das ich angesichts des Genozids in mir trage – ein Ausdruck von Marie-Odile Godard\*, den ich so treffend finde –, ist uns allen gemeinsam. Keiner von uns kann sich ihm entziehen. Ich habe über die Gacaca-Gerichte also nur das gehört, was ich ertragen konnte.

Die Begegnung mit Philibert, einem befreundeten Ethnologen, hat mich über diese Gerichtsbarkeit aufgeklärt. Philibert hatte dreißig Jahre im Exil in Burundi gelebt, war nach 1994 nach Ruanda zurückgekehrt und hat gleich nach seiner Rückkehr in Cyangugu, im Südwesten des Landes, eine Untersuchung über die Gacaca-Gerichtsbarkeit

\* Marie-Odile Godard, Autorin von *Rêves et traumatismes ou la longue nuit des rescapés* (Träume und Traumata oder die lange Nacht der Überlebenden), Toulouse 2003, ist Psychoanalytikerin und Dozentin an der Jules-Verne-Universität in der Picardie. Als Traumaspzialistin arbeitet sie seit mehr als zehn Jahren über Ruanda; ihr ist die Begegnung der beiden Autorinnen dieses Buches zu verdanken.

gemacht. In jenen Jahren, direkt nach dem Genozid, bestand ein erhebliches Defizit in der ruandischen Justiz: Die meisten der Richter, Staatsanwälte, Anwälte, Gerichtsdienner waren entweder ermordet worden oder ins Ausland geflüchtet. Die neue Regierung war im Amt, es bestand zwar ein Staat, ja, aber es gab keine soziale Organisation mehr. Ich spreche zwar oft von der wahnsinnigen moralischen Leere, die die Überlebenden empfunden haben, doch richtig ermessen habe ich sie erst, als ich Philibert traf: nicht eine Institution mehr, kein soziales Gerüst mehr, keine Justiz, keinerlei Struktur. Das Leben ging aber weiter, und neben den Verbrechen gegen die Menschheit wurden manche Leute auch Opfer anderer Delikte, das waren zwar kleinere Vergehen, aber geahndet werden mussten sie trotzdem. Es ist ja nicht so, dass das Stehlen in einer Stadt aufhört, bloß weil ein Genozid stattgefunden hat. Als ich Philibert dabei zuhörte, wie er den Zusammenhang wiederherstellte, erschien mir das schlüssig, aber ich muss zugeben, dass ich bis zu meinem Gespräch mit ihm nie darüber nachgedacht hatte. Als Überlebende glaubst du, wenn die Welt für dich selbst stehenbleibt, dreht sie sich auch für niemanden sonst mehr.

Philibert gehörte einem Team von vier Forschern an: In einem Pilotgebiet befragten sie Leute, die nach Alter ausgewählt wurden, ohne zwischen Hutu und Tutsi zu unterscheiden ... Einen Monat lang war er in den Regionen Cyangugu, Kibuye, Gisenyi und Ruhengeri unterwegs. Schnell war er davon überzeugt, dass die Gacaca-Gerichtsbarkheit dabei helfen könnte, das Land wieder zusammen-

zuschweißen, dass man auf der Suche nach einer traditionellen Art der Konfliktbewältigung und Versöhnung schon auf einen Wiederaufbau hinarbeiten könnte. Ich hab ihm stundenlang zugehört, war oft skeptisch, manchmal überzeugt, aber immer wissbegierig, weil dieser Mann mit seinem lebhaften, wohlwollenden Blick faszinierend ist. Die Alten haben ihm erzählt, dass man früher, als es Staatsanwaltschaft und klassische Gerichte noch nicht gab, die Pflicht hatte, genau herauszufinden, wie es zu einem familiären oder einem geschäftlichen Konflikt oder auch zu einem Verbrechen gekommen war. Auf den Hügeln ging es bei den meisten Konflikten um Ehestreitigkeiten, um Reibereien zwischen Brüdern oder um die Aufteilung von Land und Vieh; ein Gremium von Weisen, ausgewählt unter den Ältesten der Gemeinde, rief die Kläger zusammen und beriet sie. Dann wurde ermittelt, wem welche Schuld zukam, und es wurde eine Strafe festgelegt. Was Philibert bei seinen Befragungen am meisten beeindruckt hat, weil es immer wieder zur Sprache kam, war, dass die Weisen damals über den Streitenden standen. Hatte einer ihrer Söhne sich schlecht verhalten, konnte der eigene Vater ihn nicht schützen, und vor allem, wenn er sich wirklich etwas hatte zuschulden kommen lassen, musste er seine Schuld öffentlich bekennen. Die Strafe hatte immer das Ziel, eine Versöhnung zu erreichen. Das war das wichtigste Charakteristikum der Gacaca, das durch diese Forschungen unterstrichen wurde: Dein Fehler musste erkannt, gerichtet, gegebenenfalls bestraft werden, und dann musstest du dich versöhnen. Wenn sich ein Fall als kompliziert erwies, meist,



weil du deinen Fehler und dein Urteil nicht akzeptiert hast, wurdest du aus der Gesellschaft, also von deinem Hügel ausgeschlossen. Du konntest nicht mehr mit den anderen Bier trinken gehen, konntest kein Wasser mehr schöpfen und deine Nachbarn nicht mehr besuchen ... all die Rituale, ohne die du in Ruanda deine Rolle in der Gesellschaft nicht erfüllst. Das war eine der wenigen zwingenden Vorschriften der Gacaca: das Urteil der Weisen annehmen oder aber aus der Gemeinschaft ausgeschlossen werden.

Philibert und sein Team haben alles, was sie gehört haben, zusammengetragen und dann politische Entscheidungsträger und potenzielle Geldgeber angesprochen. Damals hat die kanadische Organisation Oxfam Québec Interesse gezeigt und Philibert beauftragt, seine Erkundungen fortzusetzen. Also ist er wieder vor Ort gegangen, hat aber den Dorfbewohnern diesmal eine Frage gestellt, die sich auf ihren gegenwärtigen Alltag bezog: »Was machen Sie, wenn Sie untereinander zum Beispiel ein Problem bei der Landverteilung regeln müssen?« Und dabei hat er festgestellt, dass in manchen Dörfern schon seit 1996 versucht wurde, Streitigkeiten mit Hilfe der überlieferten Praxis zu regeln. In Ruhengeri, in Nordruanda, traf er sogar auf Leute, die das alte Versöhnungsverfahren von sich aus wieder eingeführt hatten und es auch Gacaca nannten. Was noch überraschender war: Um Recht zu sprechen, hatten sie ein höchst symbolträchtiges Terrain besetzt. Sie waren in das Gerichtsgebäude des Kantons gezogen, das seit dem Genozid verlassen dastand. Dort gelangten sie zu ihren Urteilen; und es schien zu funktionieren.

Außer fehlenden rechtlichen Institutionen fehlten ja auch Gesetze für das Verbrechen eines Völkermords ... Die Gefängnisse waren übervoll, aber nicht einem Häftling konnte der Prozess gemacht werden, weil es kein spezifisches Gesetz gab. Aber ... »kein Gesetz, kein Verstoß«. Das alte Regime hatte die Konvention über die Verhütung und Bestrafung des Völkermords unterzeichnet, und nach dem Völkermord hat Ruanda zwei Jahre gebraucht, um ein entsprechendes Gesetz zu verabschieden. Dieses Gesetz\* hat eine Besonderheit: Es führt die Kategorisierung der Täter ein. Gewiss spielten politische Erwägungen bei der Entscheidung eine Rolle, doch war sie auch für die Juristen annehmbar. Wie sollte man die, die den Völkermord geplant haben, mit denen, die ihn ausgeführt haben, und mit einfachen Plünderern in einen Topf werfen? Damit kein Missverständnis aufkommt: Ich verachte die einen so sehr wie die anderen, denk bloß nicht, ich sei edler, als ich bin. Und sei es nur um des Gedenkens an den Genozid willen, ich möchte nicht, dass alle miteinander vermengt und auf wundersame Weise einheitlich zur Verantwortung gezogen werden. Zu deutlich sehe ich die Gefahr hinter einer solchen Vermischung: Die Planer würden sich entlastet fühlen,

\* Das „Grundlagengesetz vom August 1996 über die Planung und Verfolgung von Völkermord oder Verbrechen gegen die Menschheit seit dem 1. Oktober 1990“ beschloss die Schaffung von Sonderkammern bei Zivil- und Militärgerichten, führte die Vorgänge des Geständnisses und des Schuldbekenntnisses ein und ermöglicht die Kategorisierung der Völkermörder. Die ursprünglich vier Kategorien wurden im Zuge der Überarbeitung des Gesetzes in den Jahren 2001 und 2004 auf drei reduziert.

die anderen, übermäßig bestraft, hätten zu Recht das Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein. Ich kann nicht ernsthaft die, die meinen Vater mit einem Knüppel erschlagen, meine Mutter nackt ausgezogen und mitten auf der Straße Schande, Hunger und Durst ausgesetzt haben, mit der Nonne auf eine Stufe stellen, die mich aufnahm, verrückt vor Angst, weil ihre Schule sich in ein Flüchtlingslager verwandelte, die es aber abgelehnt hat, meine Schwester aufzunehmen, obwohl sie ihr so das Leben hätte retten können. Ich würde zwar auf der Straße weder den einen noch die andere grüßen, aber es liegt mir nichts daran, alle Welt zu verteufeln.

In der ersten Kategorie sind die Drahtzieher des Genozids: Planer und Organisatoren vor Ort, auf Provinzebene, in der Armee, in der Kirche. Dazu gehören auch die vielfachen Mörder, die Vergewaltiger und Täter, die sexuell gefoltert haben. Das ist sozusagen die Kategorie der Unentschuldbaren. Ihre Verbrechen können ausschließlich vor klassischen Gerichten und nicht vor einem Gacaca verhandelt werden. In die zweite und umfangreichste Kategorie gehören deren Gefolgschaft und Handlanger, die an der Planung nicht beteiligt waren. Die »kleinen« Mörder oder die, die »ohne Tötungsabsicht« zu Werke gegangen sind ... Siehst du, gerade hab ich dir gesagt, dass man Kategorien schaffen musste, die ich ja auch akzeptiere, aber ich kann mich mit der grausamen Nuancierung im Sprachgebrauch nicht abfinden. So stecke ich in einem Strudel von Widersprüchen, denn die Tatsache, dass ich sie akzeptiere, macht mir bestimmte Begriffe nicht leichter verdaulich.

Mit dem Begriff »kleiner« Mörder zum Beispiel tue ich mich schwer, wirklich schwer, und das besonders, weil er die Mehrheit der Beschuldigten umfasst. Die, die meine Eltern und die fünfundvierzig Menschen umgebracht haben, die damals bei ihnen Zuflucht gesucht hatten, zählen zur zweiten Kategorie. Für mich aber wären sie nie »kleine« Mörder. Nicht nur, weil sie meine Verwandten umgebracht haben, sondern weil die Massaker der »kleinen« Täter auf unserem Hügel ein sehr »großes« Ausmaß hatten. Und dennoch kann man sie nicht der ersten Kategorie zuordnen. Auch der merkwürdige Ausdruck »ohne Tötungsabsicht«: Natürlich war nicht allen Bauern, die mit der Machete gemordet haben, bewusst, dass sie sich an einem Völkermord beteiligten, der landesweit im Gange war. Viele wollten sich einfach nur Rinder verschaffen oder Möbel, und viele hielten an Tutsi verübte Gewalt schlicht für normal. Unter diesem Aspekt betrachtet, hat sich die Mehrheit auf ein paar Machetenhiebe beschränkt, »ohne Tötungsabsicht«, das heißt, ohne die Absicht, einen Völkermord zu begehen. Wobei man aber immerhin in Kauf genommen hat, dass der andere höchstwahrscheinlich stirbt ... Erklär mal einem alten Mütterchen, das von einer Machete am Kopf getroffen wurde, dass es nicht in der Absicht des Täters lag, sie zu töten. Zur dritten und letzten Kategorie schließlich gehören die Komplizen und Plünderer und damit in erster Linie Diebstahl, Sachbeschädigung, Delikte also, die an sich nicht unter einen Genozid fallen.

Als das Gesetz dann bestand, mussten innerhalb von sechs Monaten Jurastudenten und andere Akademiker aus-

gebildet werden. Innerhalb von zwei Jahren hat sich das Land mit vielen »Richtern« ausgerüstet. Die Rechtsmaschinerie schien endlich angelaufen zu sein. 1999 bereitete eine niederschmetternde Bilanz diesem Optimismus ein jähes Ende: In fünf Jahren hatte man von hundertzwanzigtausend Fällen erst sechstausend verhandeln können. Aus Mangel an Personal und Material erwiesen sich die auf Völkermord spezialisierten Gerichte als unzureichend. Also stellten die Behörden eine ungewöhnliche Rechnung an. Ein Jahrhundert würde nicht reichen, um alle Fälle im Zusammenhang mit dem Völkermord von 1994 abschließend zu verhandeln. In einem Land, dessen Bevölkerung eine Lebenserwartung von dreiundvierzig Jahren hat ... Und so besann man sich auf die traditionelle Rechtssprechung. Die Regierung war in mehrfacher Hinsicht in Bedrängnis geraten. Überfüllte Gefängnisse verursachten erhebliche Verwaltungskosten und zogen den Zorn von Menschenrechtsorganisationen auf sich, die die unmenschlichen Haftbedingungen anprangerten; es bestand der Ehrgeiz, alle Völkermörder oder deren Handlanger innerhalb vertretbarer Fristen zu verurteilen. Wie hätten die Machthaber auch, angesichts der Überlebenden, eine Amnestie erwägen können, ohne ihre Legitimität zu verlieren? Zu dieser sehr heiklen Situation kam noch der stolze Wille, eine »typisch ruandische« Lösung zu finden. Und nicht zuletzt, das ist wesentlich, wie gesagt, waren Tutsi und Hutu ja verpflichtet, wieder zusammenzuleben.

Also gab es große Beratungen auf nationaler Ebene, ein ganzes Jahr lang, an denen neben Juristen, Parlamenta-

riern, Kirchenvertretern, Psychiatern und Psychologen auch zahlreiche Vertreter der Zivilgesellschaft teilnahmen. Selbst Vereinigungen, die einer solchen Justiz ablehnend gegenüberstanden, erkennen an, dass sie in die öffentliche Debatte eingebunden wurden und so tatsächlich die Möglichkeit hatten, eigene Auffassungen einzubringen, andere Ideen anzufechten und Denkanstöße zu geben. Nach einem Jahr der Verhandlungen waren sich alle in einem Punkt einig: Die Kultur der Straflosigkeit musste ein Ende haben. Bestrafen ja, aber versöhnen ...

Die Überlegungen mündeten 2001 in ein neues Gesetz\* zur Schaffung der Gacaca-Gerichte. So zusammengefasst, klingt das Ganze nach einem tollen Roman und viel Ruhm, aber dahinter verbergen sich weder Roman noch Ruhm. Bloß eine Antwort auf eine entsetzliche Zwangslage: Zusammenleben müssen – nach einem und trotz eines Genozids. Antwort auf eine Frage, die wieder und immer wiederkehrt: bestrafen, ja, zwangsläufig, aber wie soll das Land danach »überleben«? Anders gefragt, wie soll man wieder zusammenleben, nicht als Tutsi und Hutu, sondern als Opfer und Täter? Die Ruander haben keine andere Wahl. Die Mehrheit will keine Zweiteilung des Landes, nicht »Hutuland« und »Tutsiland«; das mag verstehen wer will, aber das Land besteht darauf, eine Nation zu bleiben. 1994 ist die große Mehrheit der Tutsi, die über dreißig Jahre im Exil in Burundi, im Kongo, in Uganda oder in Tansania ge-

\* Dieses Gesetz wird drei Jahre später, im Jahr 2004, durch das Grundlagengesetz Nr. 16 geändert.

lebt hat, nach Ruanda zurückgekehrt. Ihre Zahl entsprach in etwa der Zahl derer, die kurz zuvor ermordet worden waren. Nun ist es bei uns aber unmöglich, dass jemand für sich allein lebt, und erst recht nicht auf den Hügeln. Ich hatte dir ja schon erklärt, wie wichtig das Ritual des Wasserholens ist, auf dem Land. Holen und tragen kannst du es schwerlich, wenn dir niemand hilft. Du brauchst Hilfe, wenn du dir den Kanister auf den Kopf heben willst. Und falls niemand da ist, musst du warten, bis jemand vorbeikommt. Wenn er Hutu ist – auf einem Hügel kennt jeder jeden und weiß, wer du bist –, was machst du dann? Verachtest du ihn? Sein Bruder kommt als Nächster vorbei ... Spielst du weiter die Stolze? Du musst das Wasser aber nach Hause bringen, und entweder jetzt oder beim nächsten Mal bist du zwangsläufig auf die Hilfe dieses Nachbarn angewiesen. Es wird immer der Moment kommen, in dem dir ein ehemaliger Mörder über den Weg läuft, eine Situation, in der du ihn ansprechen, ihn was fragen, jedenfalls in irgendeiner Form mit ihm umgehen musst.

2003 gewährte ein Präsidentenerlass im Rahmen der Versöhnungspolitik alten und kranken Gefangenen die Freiheit sowie Verurteilten der zweiten und dritten Kategorie, die ein Geständnis abgelegt und bereits einen Teil ihrer Strafe verbüßt hatten; diese Freiheit war an Bedingungen geknüpft, zu denen auch die Ableistung gemeinnütziger Arbeit gehörte, mehrmals pro Woche. Dann wurden im Sommer 2005 über dreißigtausend Häftlinge entlassen. Diesmal blieben die Kriterien für ihre Freilassung eher

vage. Das hat bei den Überlebenden vieles wieder hochkommen lassen: Mit einem Mal hast du deine Gefühle nicht mehr unter Kontrolle, alles explodiert in dir und tritt auch offen zu Tage. Du fängst plötzlich an zu schreien, du läufst davon wie auf der Flucht, als hättest du den Verstand verloren. Stell dir vor: Du erfährst, der Mörder deiner Angehörigen oder sogar genau der, der mit der Machete auf dich losgegangen ist und jetzt nicht weiß, dass du überlebt hast, kommt wieder auf euren Hügel, er geht zurück zu seiner Familie, zu seinen Verwandten, die alle noch leben, noch dazu relativ straffrei ... In vielen Fällen hat so einer schon sieben bis zehn Jahre im Gefängnis gesessen. Aber verglichen mit seinem Verbrechen bleibt die Strafe unangemessen. Wie nimmt jemand, der davongekommen ist, solch eine Nachricht auf? Nicht wenige sind verrückt geworden, andere sind geflohen, wussten aber nicht, wo Zuflucht finden. Weil alle ein- und dieselbe Frage quält: Geht das vielleicht von vorn los? Wer oder was schützt uns davor?

Im Bemühen, die Rückkehr der Mörder oder der vermeintlichen Mörder in die Freiheit zu bewerkstelligen, wurde eine Aufklärungskampagne gestartet, die sich einerseits an die Häftlinge, andererseits aber auch an die Familien von Opfern und Tätern richtete. Man brachte die Familien zusammen, um einen Dialog zu versuchen, im Rahmen wöchentlicher Treffen. Es wurden Umerziehungslager eingerichtet, wo die Häftlinge über die neuen Gesetze informiert wurden, auch über das Interesse, das sie an einer Anerkennung ihrer Schuld haben können, und



um sie auf ihre Entlassung vorzubereiten. Manche dieser Sitzungen finden in den Gefängnissen statt. Unter den Vertretern aus der Zivilgesellschaft, die sich in dieser Kampagne engagieren, triffst du regelmäßig auf ... Überlebende. Ja, Überlebende gehen tatsächlich selbst in die Gefängnisse, um denen, die gestern noch alle Kraft auf ihre Vernichtung verwendet hatten, heute die Notwendigkeit der »nationalen Versöhnung« plausibel zu machen. Da zeigt sich, zu welchem Preis die Ruander sich auf ein neues Zusammenleben vorbereiten. Ich habe einige dieser Überlebenden kennen gelernt: Théophila, Stéphanie, Odette, Joséphine, Mathilda und andere, die am Projekt der »nationalen Versöhnung« mitgewirkt haben. In meinen Ohren klingt dieser Begriff vor allem unhörbar. Den Frauen ist er vielleicht auch unerträglich. Aber aus Anstand frage ich sie nie danach, weil ich im Laufe unserer Gespräche ermessen habe, was ich im Grunde schon wusste: Haben wir denn eine Alternative?

»Die einzige Wahl ist die, keine Wahl zu haben.« Du hattest gesagt, dieser Satz stammt von einem französischen Filmemacher, ja\*? Während meines gesamten Aufenthalts in Ruanda hat mich der Gedanke nicht losgelassen. Nein, wir haben keinen anderen Ausweg als den, uns zu »versöhnen«, und die härteste Grausamkeit unserer Situation besteht eben genau in dieser Alternative, die keine ist.

Und vielleicht wollen Philibert, Théophila, Joséphine, Odette, Stéphanie, Mathilda die Grausamkeit ja durchkreu-

\* Das Zitat stammt von Jean-Luc Godard.

zen und nehmen es deshalb auf sich, so gut sie können – und sie können ganz fraglos viel mehr als ich –, mit Mördern zu sprechen, Opfern die Bedeutung der Gacaca-Rechtssprechung zu erklären, um so beide Seiten zur Teilnahme zu bewegen. Für diese übermenschliche Alternative haben sie sich entschieden, weil sie eben keine andere haben. Ich bin privilegiert, denn ich kann mich ans andere Ende der Welt absetzen, wenn ich spüre, dass mir die Realität keinerlei Raum lässt zwischen meinem Wahnsinn als Überlebende und meinem Wahnsinn als nicht ganz Lebende. Ich habe ihnen lange zugehört, wenn sie mir von ihrer Arbeit erzählten, habe ihnen mein Misstrauen zwar nicht verschwiegen, sie aber mit meinem Pessimismus verschont. Mit ihrem eigenen haben sie wahrlich genug zu tun.

Meine größte Sorge ist die: Sollen Überlebende, die noch unter dem Eindruck der Todeserfahrung stehen, weil sie schutzlos sind, kein Dach über dem Kopf haben, kein Geld, keinen Platz in ihrer Gesellschaft außer dem des Opfers, sollen Überlebende – Untergegangene nach Primo Levis Worten – die schwere Prüfung noch mal durchmachen, die eine erzwungene Gegenüberstellung mit ihren Mördern ja darstellt? Du wirst mir entgegenhalten, und zwar zu Recht, dass diese Prüfung auch ein Quäntchen der Wahrheit birgt, welche die Überlebenden brauchen. Für uns ist es in der Tat von entscheidender Bedeutung, zu erfahren, wie unsere Angehörigen gestorben sind, und vor allem, wo ihre sterblichen Überreste sind, wo wo wo ... Aber fordert die Situation, in der die Wahrheit so schonungslos zu Tage tritt, von uns nicht das Unmögliche? Wer sich in bei einem Ga-

caca zu Wort melden will, muss acht Regeln einhalten. Ich nenne dir zwei davon: »Wer das Wort hat, darf nicht unterbrochen werden« und »Verboten ist, jemanden zu beleidigen, tötlich anzugreifen, zu verhöhnen und zu bedrohen«. Dein Gegenüber hat deine Angehörigen abgeschlachtet, oder er hat beim Töten mitgemacht, oder aber er war Augenzeuge und hat nicht eingegriffen, um das Morden zu verhindern, und das Gesetz verbietet dir ausdrücklich jede Gefühlsregung, jeglichen Gefühlsausbruch. Das heißt, du hast instinktiv den Wunsch, auf ihn loszustürzen, und man erlaubt dir nicht mal, ihn verbal anzugreifen.

(Schweigen.) Siehst du, ich sage dir das voller Entrüstung, ich schäume vor Wut, ich schimpfe drauflos und rege mich schriftlich auf, weil ich es mündlich nicht durfte, aber, wie alle anderen auch, hab ich mich an das Gesetz gehalten. Glaub bloß nicht, ich hätte vor Ort einen Aufstand gemacht. Wie so viele andere war auch ich zuvorkommend, höflich, hab mich wohlwollend gezeigt, als ich dies dem verfluchten Thomas, vermittelt durch den Vorsitzenden, meine Fragen gestellt habe. Thomas, weißt du noch? Thomas, der mir als Erster, gleich nach dem Genozid, gesagt hat, dass meine Schwester und ihre Kinder tot sind. In der Hoffnung, genauer zu erfahren, wie Stéphanie ihr Ende gefunden hat, blieb mir nichts anderes übrig, als ihm im Gacaca gegenüberzutreten. Wie alle die Überlebenden, mit denen ich gesprochen habe. Die das aber, im Gegensatz zu mir, jeden Tag durchmachen.

## Thomas, schwarzer Lügner

Bei meinem ersten Gacaca, im August 2005, wusste ich weder von Pierre noch von Étienne, Stéphanies mutmaßlichen Mördern. Zu dem Gacaca ging ich hauptsächlich, weil ich hoffte, Thomas wäre auch dort, und ich könnte ihm ein paar Fragen stellen. Kurz nach dem Genozid, warum, weiß ich auch nicht, hatte ich die fixe Idee, meine Nefen könnten überlebt haben. Stéphanie hatten sie zwar umgebracht, aber ihre Kinder, vielleicht ... Ich bin also gleich zu Thomas gegangen, der mir damals gesagt hatte, daran erinnere ich mich – wie könnte man eine solche Mitteilung je vergessen?: »Esther, hör auf zu suchen, sie sind alle tot, deine Schwester und ihre Kinder, ich hab sie in der Grube gesehen und an ihren Kleidern erkannt.« Damals, unter dem Schock der Ereignisse, haben meine Schwestern und ich uns nicht weiter damit auseinandergesetzt. Und dann, ein Jahr später, wollte ich Stéphanie und ihre Kinder in Würde bestatten. Deshalb musste ich genau wissen, wohin sie ihre Leichen geworfen hatten. Ich ging also wieder zu Thomas, der alles geleugnet hat. Nein, nein, er hatte absolut nichts gesehen, hatte mir nichts dergleichen gesagt,

ich hätte mich geirrt, hätte ihn missverstanden, er hat mir nichts zu sagen. Ich war maßlos wütend. Maßlos wütend und machtlos. Ich dachte mir, in einem lichten Moment, du weißt ja, die grausamen Geistesblitze, die du am liebsten leugnen möchtest, ich dachte mir also: »Wieso sollte er mir überhaupt ein Wort sagen? Wer in Ruanda mit jemandem ein Bier trinkt, besiegelt einen Pakt mit ihm. Gehst du nicht mehr mit ihm trinken, heißt das, du bist sauer auf ihn. Er trinkt aber sein Primus, unser Bier, nicht mit mir, sondern mit den anderen.«

Und dann, zehn Jahre später, gab mir das Gacaca die Gelegenheit, meine Frage an ihn zu wiederholen. An jenem Morgen kamen meine beiden Schwestern mit mir, Joséphine, unsere älteste Schwester und zweite Mutter, die wir »die Weise« nennen, und Marie-Josée, sehr viel impulsiver als Joséphine. Viele Leute aus der Gegend kamen im Laufe des Tages zu Wort, aber Stéphanies Ermordung hatten wir noch nicht ansprechen können. Es wurde schon dunkel, und ich hatte Angst, ich müsste unverrichteter Dinge wieder nach Hause fahren, ohne auch nur ein Wort gesagt zu haben. Also stand ich auf und wandte mich, sehr höflich, an den Vorsitzenden: »Zwei Leute hier würde ich gern etwas fragen, einer der beiden ist Thomas. Ich hoffe, er ist auch hier bei der Versammlung; er hat mir bestätigt, dass meine Schwester Stéphanie zusammen mit ihrer Familie umgebracht wurde und mir gesagt, dass ich nicht weiter nach ihnen suchen soll. Weil wir schon seit elf Jahren nach einer Spur von ihr suchen, wollte ich Thomas fragen, ob er mir mehr sagen kann. Ich dachte, er könnte seine letzte

Aussage vielleicht zurücknehmen. Und die zweite Person, die ich um Auskunft bitten möchte, ist Stéphanies ehemaliger Nachbar, Dereva, bei dem wir Stéphanies Möbel gefunden haben. Was weiß er? Ich danke Ihnen.« Höflich, höflich, ich war höflich bis zum Gehtnichtmehr! Meine Schwestern hatten mir das ja nahegelegt. Außerdem bist du es ohnehin, weil die Sitzung wie eine Zeremonie abläuft. Das Gacaca-Gericht trat an einem Hang des Mont Kigali zusammen, der die gesamte Hauptstadt überragt. Vor uns saßen die integren Laienrichter aufgereiht, hatten Schärpen in den Landesfarben umgehängt, während ein Sekretär alles protokollierte, tief über seine Schreibebeuge gebeugt. Erstaunlicherweise hat die Tatsache, dass sich der Prozess im Freien abspielte und dass manche, ganz formlos, ein Stück Stoff ausgebreitet, andere sich zum Sitzen einen kleinen Hocker mitgebracht hatten, seinen betont offiziellen Charakter nicht beeinträchtigt; du hattest tatsächlich das Gefühl, du wärst in einem Gerichtssaal. Und die Ruhe im Publikum, die zumindest an jenem Tag herrschte und keineswegs nach Ordnungsrufen verlangte, verstärkte dieses Gefühl noch.

Thomas war da. Er ist aufgestanden und hat angefangen zu erzählen, wie sehr er bedroht ist, aber kein Wort darüber von wem oder was. Weil Fragen erst wieder gestellt werden, wenn der Beklagte ausgedet hat, erfuhren wir nicht, wer ihn bedrohte. Vielleicht meinte er damit ja, dass seine Frau unter Druck stand, sie ist Tutsi und hatte sich, solange der Völkermord dauerte, verstecken müssen. Als er schließlich auf meine Frage zu sprechen kam, behauptete

er, nichts von dem, was ich erzählt hatte, sei wahr. Da bin ich wütend geworden, ich bin aufgesprungen und hab mit dem Finger auf ihn gezeigt: »Du hast mir doch selbst gesagt, ich soll nicht weiter nach den Kindern suchen! Du hast mir gesagt, du hast ihre Kleider in der Grube gesehen, also wurden sie zusammen mit ihrer Mutter ermordet. Thomas, das hab ich mir doch nicht aus den Fingern gesogen, du ...« Einer der Richter ermahnte mich: »Madame, sehen Sie nicht ihn an, Sie müssen das Gericht ansehen, nicht das Publikum, Sie sprechen zu uns, nicht zu ihm, und Sie regen sich nicht auf.« Ich musste mich entschuldigen, wandte mich dann an den Kreis der Integren, ohne Thomas anzusehen, und führte meinen Satz zu Ende: »Er hat es mir gesagt, als ich bei ihm war.«

Solch eine Situation hat erniedrigende und zugleich epische Züge. »Was für ein Theater spielen wir hier eigentlich ...«, dachte ich mir. Na ja, vielleicht kein Theater, aber zumindest war die Sache doch sehr skurril. Madame, regen Sie sich nicht auf, Madame, sagen Sie uns, worüber Sie wütend sind, aber fahren Sie dabei nicht aus der Haut ... Und ich spiele das Spiel auch noch mit. Schon gut, schon gut, Monsieur, ich beruhige mich ja, aber trotzdem möchte ich auch Ihnen gegenüber wiederholen, dass Thomas lügt, Monsieur. Er hat mir selbst gesagt, dass er die sterblichen Überreste der Kinder gesehen hat; Thomas, Monsieur, ist ein dreckiger Lügner. Ich hatte natürlich nicht das Recht, das so deutlich zu sagen, ich hätte Fakten darlegen müssen, ohne Kommentar, ohne Emotionen. Dass die anderen ihre Fassung wahren, leuchtet ein, schließlich wurde nicht

ihre Schwester, wurden nicht ihre Neffen, nicht ihre Angehörigen in die Toiletten geworfen ... Aber was ist mit uns, mit uns Überlebenden ... Versuch mal, ein solches Ereignis emotionslos darzulegen. Aber genau das verlangt man von uns. Glücklicherweise waren meine beiden Schwestern dabei, saßen links und rechts von mir, und hin und wieder hielten wir einander an den Händen. Wie viele Überlebende müssen die Situation allein durchstehen, mit einem Gefühl der Verlassenheit, das noch stärker wird, wenn sie abends heimkommen, und niemand ist da.

Was mir an dem Tag aber doch gut getan hat, war, dass die Leute auf meiner Seite waren. Ich weiß von nahen Verwandten, dass manche Gacaca-Verfahren für die Überlebenden brutal sind: Sie erzählen, was ihnen widerfahren ist, und das Publikum verhöhnt sie oder buht sie aus. Sie schütten ihr Herz aus und werden lächerlich gemacht. Außerdem hatte ich bei meiner Gegenüberstellung mit Thomas das Glück, dass mich wohl niemand für eine Fabulantin hielt. Im Gegenteil, mit Hilfe der Leute kam die Wahrheit, der Thomas ausgewichen war, doch ein Stück weit ans Licht. Nachdem der Beschuldigte gesprochen hat, darf jeder Bürger ihm Fragen stellen. Durch die Befragungen, und besonders, weil man nachhakt und darauf besteht, dass weitergefragt wird, falls eine Antwort nicht befriedigend ausfällt, klärt man einen Fall zwar nicht unbedingt restlos auf, aber es ergeben sich doch aufschlussreiche Details. Wie effektiv die Fragen sind, hängt meist schlicht davon ab, ob sie vernünftig gestellt sind. Einfach formuliert, direkt, sind sie oft sehr pragmatisch. Nach mir



hat sich eine Frau zu Wort gemeldet und Thomas gefragt: »Sind Sie dieser Frau, Esther, nach dem Genozid begegnet?«

»Ja.«

»Und sie hat Sie nach den Kindern ihrer Schwester gefragt?«

»Ja, aber ich habe ihr nicht das geantwortet, was sie hier vorgebracht hat.«

»Was sie sagt, ist nicht wahr, aber haben Sie nicht über die Kleider der Kinder gesprochen?«

»Doch, aber ich habe nie behauptet, dass es die Kleider ihrer Neffen waren.«

Und daraufhin haben mehrere Leute auf die gleiche Weise reagiert: »Aber Kinderkleider haben Sie irgendwo gesehen, auch wenn es nicht die Kleider ihrer Neffen waren?«

»Ja.«

»Wo haben Sie die gesehen?«

Thomas hat sich in Widersprüche verwickelt, vage in irgendeine Richtung gezeigt und gesagt: »Da, in der Nähe von Pascal.« Pascal war ein ehemaliger Nachbar; auch er wurde ermordet, noch vor meiner Schwester.

Es wurde Abend, die Sitzung war fast schon geschlossen. Doch jemand fragte noch: »Wie entscheiden wir? Da die Mama die Leichen ihrer Angehörigen sucht und Thomas offensichtlich etwas weiß, wenn auch nur vage, ist es da nicht das Beste, Mama Tikas Familie, die hiesigen Verantwortlichen und Thomas treffen sich noch mal, damit er uns genauer zeigt, wo die Grube ist?«

Es wurde ein Datum festgelegt und die Versammlung

geschlossen. Die Leute kamen hier und da miteinander ins Gespräch. Ich war mit den Gedanken woanders, versuchte zu verstehen. Thomas, Thomas, warum verstrickst du dich in dieses Lügengespinnst? Ich brannte darauf, ihn das zu fragen. Wäre er unter den Tätern gewesen, dann hätte ich seine Weigerung verstanden, aber ich wollte ja nur von ihm wissen, was er gesehen hatte, ich warf ihm nichts vor, warum leugnete er also? Was riskierte er, wenn er mir seine Worte von damals bestätigte? An seinem Leben würde das nichts ändern, an meinem alles. Oder aber er hätte damals schon den Mund halten sollen, als ich ihn aufsuchte, 1994, weil ich mir vorstellte, die Kinder hätten vielleicht auf wundersame Weise überlebt. Vor zwei Monaten erst hat eine Überlebende ihren kleinen Bruder wiedergefunden, der sich seit zehn Jahren im Kongo aufhielt. Wenn ein Kind verschwindet, sagt man sich immer, dass es vielleicht überlebt hat; dieser Gedanke ist doch menschlich, Thomas, und unausweichlich, weil es der einzige Gedanke ist, der dir die Kraft gibt, durchzuhalten. Damals hab ich dich aufgesucht, weil du ein guter Nachbar meiner Schwester warst. Ich musste nicht einmal nachbohren, spontan, recht teilnahmsvoll sogar, hast du mir gesagt: »Esther, hör auf zu suchen, sie sind alle tot, deine Schwester und ihre Kinder, ich hab sie in der Grube gesehen und an ihren Kleidern erkannt.«

Diesen Satz, den werde ich nie vergessen. Vor allem seiner Grausamkeit wegen, aber auch, weil er so glaubhaft war. An dem Satz erkannte ich sofort, dass Thomas die Wahrheit sagte, und ich habe sie akzeptiert. Ich war auf

diese Möglichkeit vorbereitet. Kam ihm die Wahrheit vielleicht deswegen so leicht über die Lippen, weil er gespürt hat, dass ich weiter nichts von ihm verlangte, dass ich nur wissen wollte? Ich wollte weder Rache noch ihn vor Gericht zerren, ich suchte nicht einmal einen Schuldigen; ich suchte ein Kind. Und das hat er gemerkt. Damals dachten wir noch nicht an würdige Ruhestätten für unsere Verstorbenen, weil wir noch zu sehr mit der Suche nach denen beschäftigt waren, die vielleicht überlebt hatten. Er hat sich gesagt: Sie ist weder auf Rache aus noch darauf, dass Gerechtigkeit geübt wird, auch einen Schuldigen sucht sie nicht, sie sucht ein Kind, und dann kamen seine Worte frei heraus, weil er meinte, sie blieben folgenlos. Erst als wir andere Ziele verfolgten – die Unseren zu begraben –, hat er seine Aussage widerrufen. Nur ein Opfer, das keine Forderungen stellt, hat Anspruch auf Mitgefühl.

Er muss mich also für sehr hartnäckig gehalten haben, als ich ihn im Jahr darauf wieder besuchte. Ich wollte genauer wissen, wo er die Kinder und ihre Mutter gesehen hatte, und ihre sterblichen Überreste bergen. Da hat er geantwortet: »Keine Ahnung; ich weiß nichts, Esther.«

Es ist gar nicht so sehr sein Schweigen, das ich nicht verstehe; zu schaffen macht mir vielmehr jener Augenblick der Anteilnahme bei meinem ersten Besuch. Flüchtliges Mitleid ist genauso barbarisch wie die flüchtige Wahrheit.